Erzählungen,

dem

blühenden Alter

gewidmet.

Zweites Bändchen:

Die Nachtigall.
Die rothen und weißen Rosen.
Die zwey Brüder.

Schmid
61

30 f

Dähling del. Fr. Wagner sc.

Druck v. Carl Mayer. Nbg.

Erzählungen,

dem

blühenden Alter

gewidmet

von dem

Verfasser der Ostereier.

[= Christoph v. Schmid]

Zweites Bändchen.

Mit einem Titelkupfer.

Augsburg,
in der J. Wolffischen Verlagsbuchhandlung.
1838.

Sammlung Hämmerle

STADTBIBLIO
AUGSBURG

1950 · 3133

Die Nachtigall.

I.

Die Gräfin von Sternfeld befand sich mit ihren drey Kindern, einem jungen Grafen und zwey jungen Gräfinnen, auf der Reise aus der Hauptstadt nach ihrem Landgute. Der Postillion war in dem Walde irre gefahren. Auf dem rauhen Wege brach ein Rad. Mutter und Kinder stiegen erschrocken aus. Die Gräfin war um so bekümmerter, da die Sonne bereits unterging. Die jungen Gräfinnen waren in tausend Aengsten. Sie fürchteten, im Walde übernachten zu müssen. Der junge Graf suchte vergebens, sie zu trösten. Der Postillion war sehr verdrüßlich, schmähte über den schlechten Weg, kratzte hinter den Ohren, und wußte sich nicht zu helfen.

Da kam ein Hirtenknabe herbeigesprungen, und sagte: „Da ist leicht zu helfen! So viel ich sehe, läßt das Rad sich ohne viele Mühe ausbessern. In einem Dorfe an der Landstraße, nicht weit von hier, wohnt ein trefflicher Wagner. Der Holzweg, auf den der Herr Postillion gerieth, führt gerade dahin. Der Wagner wird das zerbrochene Rad bald wieder hergestellt haben."

Der Knabe blickte umher und rief freudig: „Dort liegt eine Stange; mit der kann man die Kutsche stützen, und sie so weiter schleifen. Der Fahrweg von hier in das Dorf ist freilich ziemlich schlimm, und beträgt beynahe eine Stunde. Allein es giebt keinen bessern und nähern Weg, weder in dieses noch in ein anderes Dorf. Wenn es aber der gnädigen Herrschaft gefällig wäre, so wollte ich sie den Fußweg führen, der eine halbe Stunde näher, und überaus schön und angenehm ist.“

Die Gräfin sagte, daß ihr dieses Anerbieten sehr lieb sey, und der Knabe holte eilends die Stange herbey. „Sie gehört dem Wagner, sagte er, der dort noch einiges Holz liegen hat, das er im verflossenen Winter gefällt hat. Es wird ihm lieb seyn, daß er die Stange nun nicht nach Hause zu tragen braucht.“ Der Knabe half sehr flink und geschickt dem Postillion, die Stange mit Stricken an der Kutsche zu befestigen. Die Kutsche fuhr langsam, indem der Postillion neben den Pferden herging, auf dem holperigen Wege weiter. Die gräfliche Familie aber begab sich auf den Fußweg, der sich zwischen grünenden Erlen und blühenden Hagedornen längs einem hellen Bache hinzog.

Da fing eine Nachtigall an zu schlagen. Die Gräfin setzte sich mit den zwey jungen Gräfinnen auf den Stamm einer gefällten Buche, um dem Vogel zuzuhören. Der junge Graf, etwa sechzehn Jahre alt, lehnte sich in einer kleinen Entfernung an eine Birke. Alles war stille. Nur der Abendwind flü=

sterte leise in den Blättern der Bäume, und sanft rauschte das nahe Bächlein. Mutter und Kinder horchten mit gleich großem Wohlgefallen auf den herrlichen Gesang des Vogels.

Als die Nachtigall schwieg, sprach die Gräfin: „Hundert Gulden gäbe ich darum, wenn ich den Vogel in unserm englischen Garten hätte! In der Stadt habe ich zwar schon viele Nachtigallen gehört. Aber hier auf dem Lande, in der einsamen waldigen Gegend und in der tiefen Stille umher, jetzt bey anbrechender Dämmerung, da die Sichel des Mondes immer heller wird und der Abendstern bereits am Himmel glänzt, hier klingt der liebliche Gesang dieses Vogels ohne Vergleich schöner. In der That, hundert Gulden ließ ich mich kosten, wenn ich die holde Sängerin abends in dem kleinen Lustwäldchen an meinem Schlosse hören könnte!“

„Hum, sagte der Hirtenknabe, der neben dem jungen Grafen stand, die hundert Gulden ließen sich leicht verdienen!“ Der Graf winkte dem Knaben, zu schweigen, weil die Nachtigall wieder zu schlagen anfing. Nachdem sie wieder aufgehört hatte, stand die Gräfin mit ihren Töchtern auf, um sich in das Dorf zu begeben. Der junge Graf blieb im Gehen mit dem Hirtenknaben etwas zurück, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein.

„Von einer Nachtigall im Käfige, sprach er, ist hier nicht die Rede. Meine Mutter wünschte in ihrer schönen Gartenanlage, worin sehr liebliche, schattenreiche Gebüsche sind, eine Nachtigall zu hören,

die da im Freien nistete, jeden Frühling wiederkehrte, und ohne Menschenpflege ihr herrliches Lied anstimmte.«

„Das begriff ich gar wohl, sagte der Knabe. Ich möchte auch keine Nachtigall fangen, um sie in die Gefangenschaft auszuliefern.« Er erkundigte sich hierauf um die Beschaffenheit des Wäldchens, und sagte dann: „Ich glaube im Stande zu seyn, die Nachtigall nebst ihrem Neste dahin zu versetzen. Ich weiß sehr gut, wie das anzugehen ist. Ein Mann, der hier im Walde schon manche Nachtigall fing, sagte mir Alles. Wo nicht in dieser Woche, doch gewiß in der kommenden Woche muß die Nachtigall dort schlagen, daß es im ganzen Wäldchen wiederhallt.«

Der Graf blieb stehen und betrachtete den Knaben. Der Knabe hatte sehr helle, lebhafte blaue Augen, blühende, rothe Wangen, und seine gelbe Locken hingen bis auf die Schultern herab, und quollen hie und da aus dem zerrissenen schwarzen Strohhute hervor.

„Was wolltest du denn mit den hundert Gulden anfangen?« fragte der Graf.

„O, sagte der Knabe und die Thränen standen ihm in den blauen Augen, mit hundert Gulden wäre mir aus aller Noth geholfen! Sehen sie, sprach er weiter, mein Vater ist ein armer Tagwerker, nie recht gesund, und wirklich sehr krank. Eben gehe ich hin, ihn zu besuchen und ihm abzuwarten; denn meine gute Mutter ist schon vor zwey Jahren gestorben. Mein Dienstherr, der Bauer, dem der Hof dort

am Walde gehört, hat mir auf einige Tage Urlaub gegeben. Ich hüte ihm die Ziegen. Aber viel bringt mir das nicht ein. Es dient blos dazu, daß ich meinem Vater von der Schüssel komme. Geben kann ich ihm wenig. Da kommts mir denn oft in den Sinn, wenn ich so im Walde da sitze, das Viehhüten sey doch fast nur eine Art von Müssiggang. Du könntest, sage ich oft zu mir selbst, wohl etwas Besseres thun, und deine Jugend nicht so unnütz zubringen. Wenn ich im Gebirge so ganz allein bey meinen Ziegen bin, so flehe ich oft auf meinen Knieen und mit Zähren in den Augen zum lieben Gott, Er wolle mir doch dazu helfen, einmal ein nützlicher, brauchbarer Mann zu werden. Ich möchte aber von der Welt nichts lieber als ein Handwerk lernen. — Und zwar wünschte ich ein Wagner zu werden. Es ist doch etwas Schönes, wenn man aus dem Holze, das hier im Walde gehauen wird, eine so prächtige Kutsche, wie die Ihrige, zu Stande bringen kann. Ich redete auch schon öfter mit dem Wagnermeister, der das Wagenrad ausbessern wird, und dem auch der Baum gehört, auf dem die gnädige Frau Mutter saß. Allein unter fünfzig Gulden will der Meister mich nicht in die Lehre nehmen. Auch sagte er, ich müsse mich zuvor besser kleiden, und mich mit weißem Zeuge versehen, was wieder gegen fünfzig Gulden kosten würde; denn so wie ich gehe und stehe, in dieser ärmlichen Jupe, will mich der Meister, der ein sehr ordentlicher Mann ist, nicht annehmen. Das würde also zusammen hundert Gulden

betragen, und so viel vermögen ich und mein Vater nicht. Wenn wir all unser Hab' und Gut verkaufen wollten, gäbe uns kein Mensch hundert Gulden dafür.«

„Armer Schelm, sagte der Graf gerührt, weine nicht! Wenn Alles so ist, wie du sagst, so soll dir geholfen werden. Bringst du mir ein schriftliches Zeugniß, daß du dich immer gut aufgeführt, und will dich der Wagner wirklich in die Lehre nehmen, so gebe ich dir fünfzig Gulden. Die kannst du erheben, sobald der Vogel im Wäldchen das erste Mal schlägt. Und zu den fehlenden fünfzig Gulden wird vielleicht auch noch Rath werden. Nur darf früher, als bis die Nachtigall sich dort hören läßt, und so der Wunsch meiner Mutter erfüllt ist, kein Mensch etwas davon wissen, was wir mit dem Vogel vorhaben. Ich möchte ihr gerne eine unvermuthete Freude machen.«

Als die Reisegesellschaft aus dem Walde hervorkam, erschallte sogleich das Posthorn mit freudigem Klange, zum Zeichen, daß Alles zur Abreise bereit sey. Es war nur mehr ein paar hundert Schritte zu dem artigen Dorfe. Der Wagner hatte seine Sache trefflich gemacht, und das Rad wieder in vollkommen brauchbaren Stand gesetzt. Der junge Graf nahm den Wagnermeister auf die Seite und redete wegen des Knaben heimlich mit ihm. Der Meister bestätigte Alles, was der Knabe gesagt hatte. „Ich wünsche sehr, ihn in die Lehre zu bekommen, sagte der Meister. Allein wohlfeiler kann ich ihn nicht annehmen.

Ich habe so wenig gefordert, als mir in meinen Umständen nur immer möglich ist.«

Die Gräfin bezahlte hierauf das Rad, ohne dem Wagner etwas abzubrechen, gab dem Knaben ein ansehnliches Trinkgeld, und setzte sich mit ihren zwey Fräulein Töchtern in den Wagen.

Der Graf nannte dem Knaben nun noch in Geheim das Schloß, das drey Stunden entfernt war, sagte ihm, daß er sich dort an den Schloßgärtner zu wenden habe, der ihn gut aufnehmen werde, und stieg dann zu seiner Mutter und seinen Schwestern in den Wagen, und unter dem muthigen, schmetternden Schalle des Posthorns fuhren sie freudig weiter.

II.

Der Hirtenknabe, Namens Michael Schnell, ging nun, so spät es auch schon war, noch zu seinem kranken Vater. Er hatte fast zwey Stunden lang zu gehen. Zu seiner großen Freude fand er den geliebten Vater viel besser und gänzlich außer Gefahr. Er übergab ihm das reichliche Geschenk, das er von der Gräfin erhalten hatte, und ging dann hin, um von dem Gelde Einiges einzukaufen, was dem Kranken zur Erquickung dienen konnte. Er brachte weißes Brod, eine Flasche Wein, und ein paar Pfunde Fleisch, das er sogleich an das Feuer setzte, um dem Kranken eine kräftige Fleischsuppe zu bereiten.

Am folgenden Morgen, in aller Frühe, begab er sich in den Wald, wo gestern die Nachtigall so herr-

lich geschlagen hatte, als die Gräfin auf dem Baumstamme gesessen. Er wußte das Nest der Nachtigall sehr wohl. In dichtem, schattigem Gebüsche stand ein alter, ausgehölter Weidenbaum. Ganz unten an dem alten Stocke war das Nest. Außen bestand es aus dürren Blättern und Binsen; innen aber war es mit Haar und Wolle weich ausgefüttert. Als er es das letzte Mal besucht hatte, lagen fünf bräunlich grüne Eilein darin. Als er jetzt nachsah, fand er zu seiner großen Freude, daß die jungen Vögelein bereits aus den Eiern ausgekrochen waren. Er lief nun nach Sternfeld, um den Platz ausfindig zu machen, wo er das Nest hinbringen wollte, und fand ihn erwünscht. Noch am nemlichen Tage gelang es ihm, beide alten Vögel zu fangen. Er sperrte sie, nebst dem Neste mit den Jungen, in einen kleinen Käfig, machte sich damit auf den Weg nach Sternfeld, und kam sehr spät am Abende dort bey dem Gärtner an, der ihn aufs freundlichste bewirthete.

Nächst dem Schlosse war ein liebliches Wäldchen von Eichen und Buchen, Erlen und Birken, auch einigen Akazien und Silberpappeln. Reinliche, mit Kies bestreute Wege schlängelten sich zwischen dem schattigen Gebüsche hin. Hie und da war eine Moosbank, nebst einem ländlichen Tische angebracht. Mitten im Gebüsche sah man einen runden Platz voll prächtiger Blumen und mit Rosenhecken eingefaßt. In der Ecke des Wäldchens war, zwischen hohen Felsen und im dichtesten Schatten der Bäume, eine

Einsiedeley angelegt. Sie bestand blos aus einer kleinen Hütte, mit Schilf bedeckt, und aus einer Kapelle von alterthümlichem Aussehen. Ein Bächlein, das schäumend vom Felsen stürzte, floß klar wie Krystall an der Hütte vorbey, und das angenehme Gemurmel machte den einsamen, stillen Aufenthalt noch angenehmer. Hier war das Lieblingsplätzchen der Gräfin. Sie brachte, wenn ihre Töchter eben in der Musik oder in den Sprachen unterrichtet wurden, manche Stunde an ihrer Stickrahme oder bey einem Buche einsam hier zu.

Kaum hundert Schritte von dem Hüttchen stand im dichten Gebüsche, unweit des Bächleins, ein Weidenbaum, der ungefähr wie derjenige aussah, bey dem sich das Nachtigallennest vorhin befunden hatte. Der Knabe, der sich den Baum wohl gemerkt und hier Alles schon vorbereitet hatte, begab sich nun in der Nacht mit Nest und Vögeln dahin, brachte, da eben der Mond sehr helle schien, das Nest an Ort und Stelle, und ließ die Alten los. Der junge Graf sah ihm mit Vergnügen zu, und lobte seine Geschicklichkeit.

Am folgenden Morgen lauschte der Knabe, im Gebüsche versteckt, ob die Alten ihre Jungen fütterten. Die Jungen fingen bald an, vor Hunger laut zu schreyen — und es stand nicht lange an, so kamen zu seiner großen Freude die Alten zum Neste geflogen, und brachten den Jungen Futter. „Jetzt ist es gewonnen!“ sagte er, eilte zum jungen Grafen und brachte ihm die frohe Botschaft. „In ein

paar Tagen singt die Nachtigall gewiß!“ versicherte er den Grafen.

„Gut, sagte der Graf, und die fünfzig Gulden liegen auch schon bereit. Bleib so lange hier, so kannst du das Geld sogleich mit nach Hause nehmen.“

Der junge Graf hatte seinen zwey Schwestern sein Vorhaben entdeckt, die Mama auf ihren kommenden Geburtstag mit dem Gesange der Nachtigall zu überraschen, und alle drey hatten die Summe von ihrem Taschengelde zusammen gelegt.

III.

Nach zwey Tagen feierte die Gräfin ihren Geburtstag. Die Sonne ging herrlich auf; der ganze Himmel war rein und unbewölkt. Der Graf ging in die Einsiedeley — und horch! da schlug die Nachtigall entzückend schön. Den Tag hindurch war großer Besuch in dem Schlosse. Als am späten Abende die Fremden fort waren, sagte die Gräfin zu ihren Kindern: „Nun müssen wir doch noch eine Stunde dieses geräuschvollen Tages einer stillen Feier widmen.“

Sie ging mit ihren drey Kindern in den Garten. Es war ein herrlicher Frühlingsabend. „Wir könnten wohl in der Einsiedeley zu Abend essen, sagte der Graf, dort ist es doch gar so schön.“

Die Gräfin ging hin. Man setzte sich auf Strohstühle um den runden Tisch unter der großen Eiche vor der Hütte. Der Mond schien durch die Aeste der Eiche, bestreute das vorbey fließende Bächlein mit

kleinen flimmernden Sternchen, beleuchtete Hüttchen und Kapelle zur Hälfte, und spiegelte sich im Silbergeschirre der Tafel. Die jungen Gräfinnen hatten Nachtviolen und Reseden hieher gepflanzt, und überdies verschiedene wohlriechende Blumen in Geschirren hieher bringen lassen, die, vereint mit den Düften der Geisblattblüthe am Eingange des Hüttchens, die Luft mit den süßesten Gerüchen erfüllten.

„Jetzt bin ich erst recht seelenvergnügt, sagte die Gräfin. Was sind die rauschenden Vergnügungen dieses Tages gegen diese selige Abendstunde? Was ist unser prächtige Saal gegen diese Schönheit der Natur umher? Wie leer und geistlos finde ich das Lärmen der vielen durcheinander redenden Menschen gegen vertrauliche, weise Gespräche!“

Die Kinder erneuerten ihre Wünsche. „O seyd nur gut, liebe Kinder, sagte die Gräfin, dann habe ich auf Erden keinen Wunsch mehr; dann bin ich die seligste Mutter! — Schnell sind Jahre dahin; nur das Gute bleibt. Wo ihr auch künftig leben werdet, und den Tag der Gesellschaft preis geben müßt, so sammelt euer Gemüth doch allzeit am Abende wieder. An einem solchen schönen stillen Abende ist Gott unserm Herzen immer näher.“ Sie schwieg gerührt; die Kinder schwiegen auch; es war eine feierliche Stille gerührter Herzen. —

Jetzt fing ganz unerwartet die Nachtigall an herrlich zu schlagen. Die Gräfin war erstaunt, und hörte zu, bis die Nachtigall wieder schwieg. „Ich danke euch für eure Liebe, beste Kinder,“ sagte sie jetzt; „allein

den Vogel hättet ihr nicht einsperren sollen. Es ist doch grausam! — Genug, daß ihr mir eure Liebe bezeigt habt; schenkt ihm jetzt wieder die Freiheit.«

„Er ist schon in der Freiheit, sagte der Graf. Dort sitzt er auf dem Weidenbaume. Er nahm schon Besitz von dem Wäldchen! Er ist jetzt da wie zu Hause, und ich denke, er werde alle Frühlinge wieder kommen.«

„Wie ist das möglich?« sagte die Gräfin. Die ältesten Leute erinnern sich nicht, hier eine Nachtigall gehört zu haben.«

„Liebste Mutter, sagte Karl, Sie äußerten oft den Wunsch, daß eine Nachtigall dieses Ihr Lieblingsplätzchen hier verschönern möchte. Jener arme Knabe, der uns neulich im Walde aus einer großen Verlegenheit geholfen, half mir diesen Wunsch erfüllen.«

Der Graf erzählte die Geschichte, bemerkte, wie die Mama dort gesagt habe: „Hundert Gulden gäbe ich darum, wenn ich den Vogel in dem Wäldchen an meinem Schlosse hätte« — und wie der Knabe diese Worte sogleich aufgefaßt, und ihren Wunsch in Erfüllung gebracht habe.

„Sie werden es daher nicht ungnädig nehmen, fügte er noch bey, daß wir die fünfzig Gulden so verwendeten. Ihnen eine Freude zu machen, würden wir eben so viele Goldstücke für nichts achten. Der Knabe hätte es zwar auch wohlfeiler gethan. Allein wir dachten: Wenn uns der Kleine auch nicht diese große Gefälligkeit erzeigt hätte — so wäre er's doch

werth, daß wir ihm diese Wohlthat erweisen. Es ist eine Wohlthat für sein ganzes Leben — und vielleicht der Grundstein zu seinem künftigen Glücke! Vielleicht, wenn er einst ein glücklicher Mann ist, und wir schon längst im Grabe ruhen, denkt er noch dankbar an uns zurück, und segnet unsere Asche.«

»Ihr habt sehr schön und edel gehandelt, liebe Kinder, sagte die Gräfin gerührt; und mit so großem Entzücken ich die Nachtigall das erste Mal hier hörte, und mich eurer kindlichen Liebe freute; so rührt es mich doch noch mehr, daß ihr ein Herz habt, das groß genug ist, eine Summe Geldes, die zu eurem Vergnügen bestimmt war, hinzugeben, und auf euer Vergnügen Verzicht zu leisten, um Andere zu erfreuen. Eure Mutter will euch nicht nachstehen. Solche Feste, wie das Andenken der Geburt, können wir nicht besser feiern, als durch Wohlthätigkeit gegen Dürftige. Wir können dem großen Wohlthäter da oben für das Glück, das Er uns gab, nicht besser danken, als wenn wir darauf bedacht sind, Glückliche zu machen.«

»Indeß, sprach die Gräfin weiter, möchte ich mich doch überzeugen, ob diese Wohlthat gut angewendet seyn wird.«

»Wir könnten das Geld nicht besser anwenden, sagte der Graf, und erzählte sein Gespräch mit dem Wagner, der das zerbrochene Rad ausgebessert hatte. Um indeß, sagte der Graf, noch sicherer zu gehen, schrieb ich an den Pfarrer des Dorfes, in dem der

Knabe geboren ist, und erkundigte mich näher über den Knaben. Ich schickte einen eigenen Boten mit dem Briefe hin, und erhielt auch sogleich Antwort. Ich habe das Antwortschreiben bey mir. Hören Sie einmal! Der würdige Pfarrer schrieb: „Ein größeres Werk der Barmherzigkeit können Sie nicht thun, als daß Sie dem armen Michael Schnell ein Handwerk lernen lassen. Er ist ein Knabe von seltenen, ausgezeichneten Talenten. So lang ich mir denke, kam kein so fähiger, aufgeweckter Kopf in die Schule, und das Herz des Knaben ist eben so gut und unverdorben. Ich hatte immer gewünscht, daß er studiren könnte. Er liest, schreibt und rechnet so gut, als der Schullehrer, und findet große Freude daran. Allein zum Studiren, was auch zu hoch käme, hat er doch nicht recht Lust. Das beständige Stillesitzen, sagt er, möchte ihm nicht gut anschlagen; er wünsche sich lieber ein Geschäft, wobey man allerdings den Verstand gebrauchen, aber doch auch sich regen und Hände und Füße bewegen müsse. Und da glaubt er, das Beste für ihn wäre, ein Wagner zu werden. Das denke ich auch, und bemerke nur noch, daß der Wagnermeister dahier ein trefflicher Arbeiter, und ein sehr guter, rechtschaffener Mann ist. Helfen Sie also dem guten Knaben immerhin dazu, daß er zu dem wackern Meister in die Lehre komme. Gott wird Ihnen diese edle Handlung hier und dort gewiß reichlich vergelten. Denn unser göttlicher Erlöser sagte ja: Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt Mich auf.“ So schrieb der

Pfarrer, und ich denke, wir werden das Geld nicht unnütz ausgeben.«

„Nun wohl, sagte die Gräfin, ich werde zu euren fünfzig Gulden noch fünfzig Gulden hinzulegen, damit die Summe der hundert Gulden voll werde, und damit der Knabe seinem Vater eine Freude mit nach Hause bringe, die für ihn nicht größer seyn kann, als die Freude, die ihr mir durch den Gesang der Nachtigall, und noch mehr durch eure edle wohlthätige Handlung gemacht habt.«

„Unerschöpflich reich ist die Natur an schuldlosen Freuden für uns, fuhr die Gräfin, von den seligsten Empfindungen ergriffen, fort. Alle Sinne werden in diesem Augenblick hier in diesem Garten ergötzt. Der helle Glanz des Mondes, durch die Schatten der Eiche noch mehr gehoben; der herrliche Gesang des Vogels in der feierlichen Stille der Nacht, und durch den Wiederhall vom Felsen verstärkt; der liebliche Geruch der Nachtviolen und des Geisblattes; die laulichte abgekühlte Luft nach dem schwülen Tage; die Milch und Erdbeeren hier — o keine Illumination und kein Feuerwerk, kein rauschendes Conzert, keine künstlichen Wohlgerüche, keine Königstafel könnte mich mehr vergnügen.«

„Alle Freuden bey dieser kleinen ländlichen Abendmahlzeit sind mir aber noch einmal so schön, wenn ich denke, daß die Liebe meiner Kinder, und die Liebe des Vaters im Himmel sie mir bereitete! Alle Freuden der Natur müssen uns noch so erhebend werden, wenn wir das Gefühl im Herzen tragen, wohl ge-

than zu haben, und uns nur Gutes bewußt sind! — Aber unendlich höher werden sie erst, wenn wir es erkennen und dankbar empfinden, daß ein gemeinschaftlicher Vater dort oben, mit einem Herzen voll Liebe sie uns alle — alle giebt, und wenn wir dabey denken können, daß Er mit Wohlgefallen auf uns herabsieht.“

Sie blickte mit Augen voll Thränen zum Himmel. „Dort oben, sprach sie, im Himmel bey Gott, ist es noch unendlich schöner und besser, als hier auf Erden. Dort, bey Gott ist, wie ich hoffe, mein unvergeßlicher, zu frühe verblichener Gemahl, euer geliebter Vater. Ach, von der Stunde an, da Gott ihn zu sich genommen hat, seyd ihr, meine lieben Kinder, meine einzige und meine größte Freude auf Erden. Meine seligste Hoffnung aber ist, daß ihr immer fromm und gut bleiben werdet, und daß wir einst alle uns dort im Himmel wieder zusammen finden werden.“

IV.

Am folgenden Morgen ließ der Graf den Knaben rufen, und zählte ihm hundert Gulden, in lauter neuen Zwölfkreuzerstücken vor. Der gute Knabe bezeigte dem Grafen seinen innigsten Dank, und eilte voll unbeschreiblicher Freude mit dem Gelde nach Hause. Als er bey der armen Hütte ankam, bemerkte er durch das niedrige Fenster und an dem rauchenden Kamine, daß der Vater nicht in der Stube sey,

sondern in der Küche sein kleines Mittagessen bereite. Er schlich in die Stube und legte die schönen Silberstücke in langen Reihen auf den Tisch. Als der Vater mit einem irdenen Schüsselchen voll Milchsuppe in der einen Hand und einer Schüssel voll rauchender Erdäpfel in der andern, zur Thüre hereintrat, und den Tisch ganz mit glänzendem Silber bedeckt sah, erschrak er, und sprach mit finsterm, drohenden Gesicht: „Bube, du wirst das Geld doch nicht gestohlen haben!“

„Warum nicht gar! sagte Michel. Ein Vögelein im Walde, das wunderschön sang, half mir dazu — oder vielmehr hat uns Gott durch das Vögelein geholfen.“

„Wie wäre das möglich? sprach der Vater mit Ernst. Rede! Im Schnabel wird das Vögelein dir das Geld doch nicht gebracht haben?“

„Das nicht, sagte Michel. Denn Gott giebt uns, wie das Sprichwort sagt, den Ochsen wohl, aber nicht am Horn. Gott hilft uns, wenn wir das Unsrige auch thun.“

Der Knabe erzählte nun die Geschichte, wie er zu dem Gelde gekommen ausführlich, und der Vater sagte mit erheitertem Angesicht: „O Gott, wie gut und wunderbar bist Du! Durch eines Deiner kleinsten Geschöpfe, durch ein Vögelein, weißt Du Menschen zu beglücken. Wir wollen unser ganzes Leben hindurch Dir dafür dankbar seyn.“

Der hocherfreute alte Vater sorgte nun vor Allem, daß für seinen lieben Michel die nöthigen Klei-

dungsstücke angeschafft würden. Schneider, Schuhmacher und Nähterinnen bekamen vollauf zu thun. Michel sah fleißig nach und trieb beständig, damit Alles recht gut gemacht und bald fertig würde. Als er vom Kopfe bis zum Fuße neu und sehr gut gekleidet da stand, führte der Vater ihn zu dem Meister, bezahlte das verlangte Lehrgeld, und Michel wurde als Lehrling aufgedingt. Nach drey Jahren war er ein so trefflicher Wagner, als sein Meister.

Bevor er in die Fremde ging, begab er sich nach Sternfeld, um der gräflichen Familie für die erwiesene Wohlthat noch einmal zu danken, und um zu beweisen, daß diese Wohlthat gut angewendet worden. Er ging zuerst zu dem alten Schloßgärtner, der ihn schon früher sehr lieb gewonnen hatte, ihn jetzt wieder aufs freundlichste grüßte, ihm Glück wünschte, und ihn bey der Herrschaft meldete. Der wackere Jüngling wurde sogleich vorgelassen, und legte seinen Lehrbrief vor, der sehr zierlich mit großen gemahlten Anfangsbuchstaben auf Pergament geschrieben war, und für ihn höchst rühmlich lautete.

Die Frau Gräfin, der Graf und die jungen Gräfinnen bezeigten großes Wohlgefallen über das Wohlverhalten des trefflichen Wagnergesellen. Der junge Graf sagte: „Die Zeugnisse über Fleiß, Geschicklichkeit und gutes sittliches Betragen könnten gar nicht besser seyn. Sie lassen nichts zu wünschen übrig. Allein wie steht es mit der Ausstaffirung für die Wanderschaft? Ich fürchte, da werde noch Manches feh-

len. Wir wollen den angehenden Wandersmann einmal in das Verhör nehmen.“

Es wurden viele Fragen an ihn gestellt, und es fand sich, daß ihm noch Vieles abgehe. „Das ist nichts, sagte der Graf. Kleidung und das ganze Aeußere des jungen Mannes müssen mit seiner innern Vortrefflichkeit übereinstimmen. Wir wollen ihm einen guten, warmen Ueberrock, noch ein paar Stiefel, und ein hübsches, dauerhaftes Felleisen anschaffen.“ „Und besonders noch mehr weißes Zeug!“ sagten die jungen Gräfinnen. Die erforderliche Summe wurde sogleich berechnet. Mutter und Kinder machten ihre Beiträge, und es kam so viel Geld zusammen, daß es auch noch einen Zehrpfennig für den jungen Wagner abwarf.

„Nun wohl! sagte die Gräfin. Man muß das Gute nie halb thun; den Zweig, den wir pflanzen, müssen wir auch begießen. — Wenn du, lieber Schnell, vollkommen zur Reise ausgerüstet seyn wirst, so komm noch einmal hieher.“ Da sie vollkommen überzeugt war, er wisse gut einzukaufen, so überreichte sie ihm das zusammengeschossene Geld.

Ehe acht Tage vergingen, erschien Michael Schnell in dem Schlosse, in einem schönen, grauen Ueberrocke, das zierliche Felleisen auf dem Rücken, in einer Hand einen mit grünem Wachstuch überzogenen Hut, und in der andern den Wanderstab. Die Frau Gräfin gab ihm mit wahrhaft mütterlicher Liebe noch viele gute Lehren und Ermahnungen mit auf den Weg. „Halte dich immer so wohl, wie bisher, sprach sie. Vor allem bleibe immer fromm und gottesfürchtig.

Wandle immer, wie vor Gottes Augen. Seine heiligen Gebote seyen dir in das Herz geschrieben; weiche nie im Geringsten davon ab. Besuche an allen Sonn= und Festtagen den öffentlichen Gottesdienst, und höre Gottes Wort mit Andacht und Aufmerksamkeit. Unterlaß nie das tägliche Gebeth; fange jeden Tag mit einem frommen Blick zum Himmel an und beschließe ihn damit. Denke bey deiner Arbeit, und auf deiner Wanderschaft unterwegs, öfter an Gott. Ehre jeden deiner künftigen Meister als einen Vater, die Hausfrau als eine Mutter, die Kinder als deine Geschwister; so wirst auch du wie ein Kind vom Hause gehalten werden. Wo Frömmigkeit und reine Sitten nicht zu Hause sind, da setze deinen Stab weiter. Fliehe böse Gesellen. Sey gegen alle Menschen wohlwollend, aber nicht zu vertraut. Hüte dich vor Trunk und Spiel, und laß dich, wenn du nicht die sichere Aussicht auf eine nahe Heirath hast, in keine Bekanntschaft ein. In allen deinen Nöthen nimm deine Zuflucht zu Gott, nach dem schönen Spruche des Königs David: Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf Ihn; Er wird es wohl machen. — Nun lebe wohl, und Gott sey mit dir.«

Der junge Wanderer brach in Thränen aus, bezeigte schluchzend der Frau Gräfin, dem Herrn Grafen und den Fräulein Gräfinnen seinen herzlichsten Dank, und versprach, alle gute Lehren getreulich zu befolgen.

V.

Der junge Graf, August von Sternfeld, der so wohlwollend gegen die Armen und so voll kindlicher Liebe gegen seine Mutter war, glühte auch von Liebe zu seinem Vaterlande. Er nährte schon längst den Wunsch in seinem Herzen, an dem großen Kampfe des bedrängten Deutschlands gegen Frankreich Theil zu nehmen. Er studirte im Stillen die Kriegskunst und alle damit verbundene Wissenschaften, unterhielt sich gerne mit Offizieren, und sie bewunderten seine Kenntnisse. Endlich entdeckte er, da sein Vater nicht mehr lebte, sein Vorhaben seiner Mutter. Die Gräsin war anfangs darüber bestürzt; allein, von gleicher Vaterlandsliebe durchdrungen, gab sie, wiewohl mit Thränen in den Augen, ihre Einwilligung. „So ziehe denn hin, mein Sohn, sagte sie; kämpfe für dein Vaterland, und Gott wolle mit dir seyn. In seinen Schutz empfehle ich dich; Er wolle dich gut und unverdorben, und mit Siegeslorbern bekränzt, wieder zurückführen in meine Arme.“

Graf August machte einige Feldzüge gegen Frankreich mit, und wurde Rittmeister. Allein nun änderten sich die Umstände; sein Regiment mußte mit der großen, französischen Armee nach Rußland ziehen. Schon auf dem Wege nach Moskau verlor die Armee durch die gewaltsam angestrengten Märsche und Mangel an Lebensmitteln, ehe noch ein Schuß fiel, Tausende von Menschen. Nach unaussprechlichen Müheseligkeiten, vielen blutigen Gefechten und der schreck-

lichen Schlacht von Borodino, nähertte sich endlich die Armee der großen Kaiserstadt, die mit ihren vielen Pallästen, den vergoldeten Kuppeln ihrer Tempel, ihren drey hundert Kirchthürmen, und dem alten Erzpallaste der Herrscher von Rußland, Kremlin genannt, einen prachtvollen Anblick gewährte. Der Graf hoffte nun, so wie jeder Krieger, hier Erholung von den Beschwerden zu finden, und überflüssige Lebensmittel, um sich wieder einmal satt zu essen. Allein die Stadt war beynahe von allen Einwohnern verlassen. Die Straßen waren öd'; die Palläste und die meisten Häuser standen leer. Um Mitternacht brach jene furchtbare Feuersbrunst aus, die mehrere Tage währte, zu einem Flammenmeere anwuchs, und den größten Theil der herrlichen Stadt in die Asche legte. Die Armee mußte den Rückzug antreten, auf dem so viele tausend tapfere Krieger, Deutsche und Franzosen, in Schnee und Eis, Hunger und Blösse, einen schauerlichen Tod gefunden. Eine einzige Nacht raffte über dreyßig tausend Pferde hinweg; auch alle Pferde von der Eskadron des Grafen kamen um. Er mußte mit seinen Dragonern den Weg in tiefem Schnee, in Schneegestöber und Sturm, zu Fuß fort setzen. Sie mußten Meilen weit gehen, ohne eine Hütte anzutreffen; und wenn sie auch in der Ferne einige menschliche Wohnungen erblickten und sich freuten, nun ein Obdach und einen Bissen Brod zu erhalten, so fanden sie diese Wohnungen halb zerstört, leer von Menschen und Lebensmitteln, ohne Thüren und Fensterläden, und der schneidend kalte Wind saußte hindurch.

Die meisten Häuser waren gar abgebrannt. Die bedauernswerthen erschöpften Krieger mußten manche Nacht auf dem mit Schnee bedeckten Boden unter freiem Himmel zubringen. Der Mangel an Lebensmitteln nahm überhand. Der Graf gab all sein Gold für trocknes Brod hin, und hätte zuletzt für alles Gold der Welt keinen Bissen Brod mehr bekommen können. Er hatte, so wie Generale und gemeine Soldaten, keine andere Nahrung, als das Fleisch gefallener Pferde. Sie rieben es mit Pulver ein und rösteten es am Feuer; mit Schnee stillten sie ihren Durst. Die Straße, worauf der größte Theil der Armee bereits vorausgezogen, war mit zurückgebliebenen Kanonen und Pulverwagen bezeichnet; zu beiden Seiten der Straße lagen unzählige Leichen von Menschen, über die der Schnee gleichsam ein großes Leichentuch ausgebreitet hatte. Viele von den Leuten des Grafen blieben erstarrt im Schnee liegen; andere zerstreuten sich. Es hieß: „Rette sich wer kann.“

Der Graf war sehr entkräftet, und vermochte nur mit Mühe weiter zu gehen. Er hatte den Bedienten, den er von Hause mitgenommen, schon auf dem Hinzuge in Wilna krank zurück lassen müssen, und einen jungen Soldaten, der aus seiner Grafschaft war, ersucht, neben dem Kriegsdienste ihn zu bedienen. Der Mann hieß Georg Risch, und war die treueste, redlichste Seele, die man nur immer finden kann. Der Graf sagte: „Georg, rette dich auch du! Ich komme nur mehr langsam weiter, und werde bald er-

liegen.« Der treue Mensch sagte: »Ich verlasse Sie nicht; ich will mit Ihnen leben und sterben.«

Plötzlich kamen die Kosaken auf ihren kleinen schnellen Pferden und mit ihren langen Spießen herangesprengt. Der Graf und sein treuer Diener empfahlen ihre Seelen Gott; denn sie erwarteten nichts, als den gewissen Tod. Die rauhen, bärtigen Krieger nahmen aber dem Grafen blos seinen feinen blauen Mantel, der ihn bisher noch etwas gegen die Kälte geschützt hatte, rissen ihm sein Ordenskreuz von der Brust, und sprengten weiter, um reichere Beute zu machen. Georg bot seinen warmen Mantel dem Grafen an. Der Graf weigerte sich, ihn anzunehmen. Allein Georg sagte: »Nehmen Sie ihn nur; ich kann die Kälte leichter aushalten!« und legte ihm den Mantel um. Indeß fand Georg bald einen andern Mantel, den er einem erfrornen Soldaten auszog, der sich vergebens darein gewickelt hatte.

»Es ist uns unmöglich,« sagte jetzt der Graf zu Georg, »auf dieser verheerten Straße die Stadt Smolensk, auf die man uns vertröstet, noch zu erreichen. Wir müssen unsern Weg seitwärts, zur rechten oder zur linken nehmen. Vielleicht kommen wir zu gutherzigen Landleuten, die noch nicht geplündert worden, und sich unser erbarmen.«

Sie gingen weiter, und kamen zu einigen Hütten, aus denen sie, voll freudiger Hoffnung, bläulichen Rauch aufsteigen sahen. Allein die Bewohner betrachteten die beiden Krieger in fremder Uniform als Feinde, und wiesen sie mit Unwillen, ja wohl gar mit Flüchen

ab. Nur ein polnischer Jude kam herbey, und redete sie freundlich an. Sie verstanden seine Sprache nicht. Der Jude, der ein länglicht rundes Brod unter dem Arm und ein Fläschlein Branntwein, das mit Stroh umflochten war, in der Hand trug, deutete öfter auf die Uhrkette des Grafen, die der Kosake nicht bemerkt hatte. Der Graf zeigte ihm die goldene Uhr, ließ sie repetiren und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er darauf heraus zahlen müsse. Allein der Jude schüttelte den Kopf, und wollte weiter gehen. Und so gab ihm denn der Graf die Uhr, und nahm dafür die wenigen Lebensmittel. Er setzte sich auf einen Stein am Wege, schnitt das Brod an, und gab das erste Stück seinem Diener. „Das ist ein theures Brod," sagte Georg; „die Uhr hat mehr als zwanzig Dukaten gekostet!" „Lieber Georg! sprach der Graf, das Brod ist uns nothwendiger als Gold; laß uns Gott dafür danken!"

Nachdem sie mit dem Brode ihren Hunger gestillt, und auch ein Wenig von dem Branntwein genossen hatten, zogen sie wieder weiter. Es war gut für sie, daß alle Bäche und Moräste gefroren waren; so wurden sie in der wüsten, morastigen Gegend nirgends aufgehalten. Sie erreichten ein dichtes Fichtengebüsch, das ihnen gegen Sturm und Schneegestöber einigen Schutz gewährte. Sie fanden ein Plätzchen, wo kein Schnee lag. Georg versuchte Feuer aufzuschüren; es gelang ihm aber nicht. Wiewohl er Zunder, Stahl und Stein hatte, so fand er doch nicht genug trockenes Holz. Vor Kälte schaudernd, saßen sie auf

dem gefrornen Boden; die Fichten umher waren ganz weiß von Reifen. Weit und breit sah und hörte man keinen Menschen; nur die Raben krächzten. Der Graf dachte mit Sehnsucht an die lieben Seinigen, wie er ehemals mit ihnen in jenen lieblichen grünen Schatten des Wäldchens am Schlosse, unter Blumendüften und beim Gesange der Nachtigall so vergnügt war. „Es weiß doch kein Mensch, was ihm bevorsteht!“ sagte er. „Wer hätte damals gedacht, daß ich einmal in diese schauerliche Wildniß voll Eis und Schnee, Nebel und Reifen würde versetzt werden.“ Er flehte inbrünstig zu Gott: „Errette Du, lieber Vater im Himmel, mich aus diesem Lande und führe mich wieder zurück in die Arme der lieben Meinigen!“

Der Graf konnte die Kälte nicht mehr aushalten. Sie fiel ihm empfindlicher, als seine große Müdigkeit. Er raffte sich auf, und ging schnell weiter, indem er hoffte, die Bewegung werde ihm etwas warm machen. Allein bald konnte er keinen Schritt mehr thun. Da nahm der gute Georg ihn auf den Rücken, und trug ihn an diesem und dem folgenden Tage. Nun konnte aber der treue Diener nicht mehr gehen; seine Stiefel waren durchgetreten, und seine wunden Füße ließen in dem Schnee blutige Fußtritte zurück. Jetzt sprach der Graf: „Ich habe nun genug geruht; ich fühle mich nicht mehr müde. Ich will nunmehr dich tragen, lieber Georg!“ Allein Georg wollte es durchaus nicht zugeben. „Es ist nicht mehr weit bis zum nächsten Ort, sagte Georg; wir sehen ja bereits den Thurm. Dahin können Sie allein noch leicht

kommen; wenn sie aber mich tragen, so erreicht vielleicht keiner von uns Beiden den Ort. An mir ist nicht so viel gelegen, wenn ich auch umkommen sollte! Lassen Sie mich also hier, und gehen Sie ohne mich!“

Allein der Graf sagte: „Nein! Du hast dein Leben für mich gewagt; wenn du nicht bey mir hättest zurückbleiben wollen, so wärest du jetzt mit der Armee schon lange an einem sichern Zufluchtsorte. Weigere dich nicht mehr! Was du zu mir gesagt hast, sage ich jetzt zu dir: „Wir wollen mit einander leben und sterben.“

Georg blieb auf seiner Weigerung. „Es ist einmal zu viel,“ sagte er weinend und schluchzend; „es schickt sich nicht, ich kann nicht!“

Da sprach der Graf mit Ernst: „Mach keine Umstände; ich befehl' es.“ Er faßte ihn auf die Schultern, und trug ihn so weiter.

Sie kamen auf einen Fahrweg, und zu zwei Häusern am Wege. Sie klopften an der Thüre des einen Hauses. Die Hausmutter und ihre Kinder guckten durch das Fenster heraus. Allein auch hier waren die fremden Uniformen verhaßt. Man öffnete ihnen weder die Thüre, noch reichte man ihnen aus dem Fenster einen Bissen Brod. Die Leute hatten gehört, welch ein unermeßliches Elend die feindlichen Krieger über das Land gebracht hatten, und wie ihre herrliche Hauptstadt, was sie fest glaubten, von diesen schrecklichen Menschen niedergebrannt worden. Beide flehten in den rührendsten Ausdrücken um Mitleid und Er=

barmen. Allein da man hier nur russisch verstand, so fanden die deutschen Worte keinen Weg zu den Herzen der Menschen.

Der Graf und sein Diener gingen zu dem andern Hause, sahen die Hausthüre offen stehen, und wollten hineingehen. Allein der Hausherr stieß sie mit Ingrimm zurück, und schlug die Thüre mit großer Heftigkeit zu. Sie gingen betrübt weiter, in der Hoffnung, das Dorf zu erreichen, das kaum eine halbe Stunde entfernt schien. Aber nachdem sie ein paar hundert Schritte gegangen waren, wurde es dem Grafen übel. Er wollte sich auf den Stamm eines entwurzelten Baumes setzen; allein er sank fast ohnmächtig in den Schnee hin und sagte: „Nun denn, so will ich, wenn es Gottes heiliger Wille ist, hier sterben!“

Er bot seinem Georg die Hand, und sagte mit Thränen in den Augen: „Lebe wohl, du guter treuer Diener. Gott vergelte dir deine Liebe und Treue. Wenn du Sternfeld noch einmal sehen solltest, so grüße meine Mutter und meine zwey Schwestern.“

VI.

Ein ansehnlicher Mann, groß und schön von Gestalt, in russischer, prächtig mit Zobelpelz verbrämter Kleidung kam im Schlitten auf der Straße gefahren. Er sah den fremden Offizier in den Schnee hinsinken und den jammernden Soldaten neben ihn knien, fuhr sogleich hin, ließ halten, stieg aus, hörte die letzten Worte des Grafen, und sagte mit ganz

ungemeiner Freundlichkeit in deutscher Sprache: „Gott grüße Sie, meine lieben Freunde! Kommen Sie mit mir! Mein Haus steht Ihnen zu Dienste! Alles, was ich habe, will ich mit Ihnen theilen.“

Er befahl mit dem Schlitten umzuwenden, um in das Dorf zurück zu fahren, half dem Grafen einsteigen, setzte sich zu ihm, sagte dem Georg, er solle sich neben den Fuhrmann setzen, und so fuhren sie zu dem Hause. In wenigen Minuten waren sie dort angelangt. Das Haus sah aber nicht so gut aus, als sie erwarteten. Es war viel schlechter, als es sich für einen so vornehmen Herrn schickte. Auch die untere Stube, in die er sie führte, glich ganz einer gemeinen, russischen Bauernstube. Der Herr holte indeß eine zierliche silberne Theemaschine, bereitete sogleich auf dem Tische von dem besten russischen Thee, und schnitt von dem feinsten weißen Brod dazu auf. „Trinken Sie! sagte er freundlich; das wärmt! Indeß will ich sehen, was ich Ihnen zu essen vorsetzen kann.“

Er ging, kam sogleich wieder und sagte: „Sie müssen vorlieb nehmen. Es ist nichts mehr da, als ein Wildbraten, der aber schon angeschnitten ist und das zweite Mal auf den Tisch kommt; indeß werden Sie ihn gut finden. Ich habe schon zu Mittag gespeist und war mir so lieber Gäste nicht gewärtig.“

Ueber eine Weile trug ein Diener einen großen Hirschziemer auf, und setzte ein paar Flaschen köstlichen Portowein und drey krystallhelle, geschliffene Gläser auf den Tisch. Die ausgehungerten Menschen

aßen, und der Mann sah ihnen mit sichtbarem Vergnügen zu, daß es ihnen so wohl schmeckte. Er wollte sie nicht mit vielen Fragen belästigen. Er sah, daß sie kaum das Reden vermochten, und erkundigte sich blos nach ihren Namen, ihrer Heimath, und zu welchen Truppen sie gehörten. Hierauf redete er mit seinem Diener in russischer Sprache, gab ihm, wie es schien, mehrere Befehle, ging dann eilfertig hinaus, kam erst über eine gute Weile wieder, setzte sich wieder zu ihnen, schenkte von dem Weine ein, stieß mit ihnen an, und rief: „Alle braven Streiter sollen leben! — Ich betheure Ihnen, daß mir, obwohl ich ein russischer Unterthan bin, das traurige Schicksal dieser fremden Krieger, besonders der Deutschen, sehr leid thut. Ich weiß, daß sie unsere Feinde nicht sind; wir haben nur einen Feind — jenen Mann, auf dessen allgewaltigen Willen alle die Hunderttausende in unser Land eindringen mußten.“

Plötzlich stand er aber wieder auf, ging eilends hinaus, und an seinem Hin- und Hergehen, und seinen lauten, gebietenden Worten merkten sie, wiewohl er russisch sprach, daß er in dem Hause allerley befehle und anordne. Der Schlitten, den er nicht hatte ausspannen lassen, hielt indeß vor dem Fenster, und die Pferde schüttelten mit Ungeduld die Schlittenschellen und scharrten im Schnee. Als der Herr wieder hereinkam, hatten seine beiden Gäste sich satt gegessen und getrunken. „Nun, liebster Herr Rittmeister, sprach er, will ich zuerst Ihnen Ihr Schlafkämmerlein anweisen. Denn vor Allem haben Sie Ruhe nöthig.“

Er führte den Grafen in eine Art Scheuerntenne, zeigte auf eine Leiter und sagte: „Sie müssen schon so gütig seyn, sich dahinauf zu bemühen.“ Der Graf kletterte hinauf, und kam in ein schmales Gänglein zwischen einem Schober Stroh und einer rauhen Bretterwand. Der freundliche Hauswirth schob ein paar braune, ungehobelte Bretter auf die Seite, öffnete dann eine verborgene Thüre, und der Graf trat — in ein ganz unvergleichlich schönes Kabinett. Die Wände waren geschmackvoll mit grünem Damaste tapeziert und mit vortrefflichen englischen Kupfern in goldenen Rahmen geziert; an einer Wand befand sich ein Kanapee mit grünem Damaste überzogen, und an der andern Wand stand ein Schreibschrank von Mahagoni mit einem ähnlichen Büchergestelle voll prächtig gebundener Bücher. In einem Alkoven, vor dem grüne damastene Vorhänge hingen, stand ein Bett, so fein und schön, als man je in einem gräflichen Schlosse eines finden kann. Der Graf machte große Augen und blickte erstaunt um sich, erschrak aber sehr, als er zwischen den zwey Fenstern in einem großen Spiegel seine blasse, abgezehrte Gestalt und seinen verdorbenen Anzug erblickte. In dem Angesichte des menschenfreundlichen Hausherrn zeigte sich großes Mitleid; er sagte aber blos: „Nicht wahr, das Zimmerchen ist ziemlich ordentlich. Wenigstens hätten Sie in diesem Hause kein solches gesucht. Bleiben Sie einstweilen hier, und erholen Sie sich von Ihren Beschwerden. Zu meinem großen Bedauern muß ich augenblicklich abreisen. Meine Geschäfte sind äußerst

dringend. Indeß laß ich zu Ihrer Bedienung meinen Kammerdiener hier. Er spricht zwar nicht deutsch, aber ziemlich gut französisch. Alles im Hause steht Ihnen zu Gebot. Schalten und walten Sie hier, wie in Ihrem Eigenthume. Die Bücher hier können Ihnen vielleicht einige Unterhaltung gewähren. Die Jagd in der Gegend ist sehr ergiebig; wenn sie Lust dazu haben, wird der Kammerdiener Sie begleiten. Der wackere Russe ist ein sehr guter Jäger.«

Der Graf äußerte einige Bedenklichkeiten, ob er wohl hier auch sicher wäre, wenn russische Krieger hieher kämen. Er fürchtete gefangen und nach Sibirien geschickt zu werden.

»Hier meine Hand, sagte der Mann; Sie werden hier so sicher seyn, als der Kaiser in seiner Burg. Geben Sie aber auch mir Ihr Ehrenwort, zu bleiben, bis ich wieder komme. Ich werde dann dafür sorgen, daß Sie unversehrt und wohlbehalten in Ihr Vaterland heimkehren. Doch — ich muß fort. Leben Sie wohl.« Er eilte zur Thüre hinaus.

Der Graf war über die Freundlichkeit und Güte des fremden Mannes höchst erstaunt. »In der That,« sagte er, »der freundliche Mann erschien mir, so unerwartet und hülfreich, wie ein Engel vom Himmel, und ist auch eben so schnell wieder verschwunden. Es dünkt mich ein Traum, mich aus den fürchterlichen Schneewüsten so plötzlich in ein so freundliches, lieblich erwärmendes Zimmer versetzt zu sehen. Es gränzt an ein Wunder; es ist mir unbegreiflich.«

Doch war er zu müde, um sich lange den Kopf zu zerbrechen. Er legte sich zu Bette, und da er lange Zeit auf Stroh, auf gefrornem Boden, oder gar im Schnee geschlafen hatte, so that es ihm ganz unbeschreiblich wohl, sich in einem so sanften, weichen Bette zu befinden. Er schlief sogleich ein, und ruhte bis an den späten Abend ganz ungemein sanft und süß. Als er erwachte, war es bereits dunkel.

VII.

Der Kammerdiener hatte von Zeit zu Zeit gehorcht, ob der Herr Rittmeister noch nicht aufstehe. Sobald er ihn hörte, eilte er die Leiter hinauf, trat in das Zimmer, und sagte mit einer höflichen Verbeugung: „Nun, haben Sie wohl geruht!“ „So wohl,“ sagte der Graf, „wie noch nie in meinem Leben.“ „Das freut mich,“ sagte Oskinski; „nun kommen Sie mit mir. Drunten ist ein kleines Abendessen bereitet, so gut es sich in der Geschwindigkeit bereiten ließ.“

In der untern Stube war der Tisch für zwey Personen sehr zierlich gedeckt. Georg wollte aber nicht mitessen, sondern bey Tische aufwarten. „Nicht doch,“ sagte der Graf, „du warst bisher mein treuer Leidensgenosse; daher mußt du, da es unser gütiger Bewirther erlaubt, auch an dieser frohen Mahlzeit Theil nehmen. Wir Menschen sollen ja Leiden und Freuden mit einander theilen. — Und Sie, Herr Oskinski, bringen Sie noch ein Gedecke. Sie müssen auch mitessen.“ Das ließ sich der ehrliche Russe

nicht zweimal sagen. Er brachte das Gedecke und setzte sich zu ihnen. Man trug schwarzes und rothes Wildpret, Vögel und Fische auf, und was sonst noch in dieser Gegend von Rußland zu haben war. Auch wurden mehrerley Weine aufgestellt. Der Russe ließ sich besonders den Wein sehr gut schmecken, und wurde sehr gesprächig.

„Aber sagen Sie mir doch," fing jetzt der Graf an, „wer ist denn Ihr so unbeschreiblich gütiger Herr?"

„Allerdings ein sehr guter, liebreicher Herr," sagte der Russe. „Er ist der Herr von Koslow, kaiserlich russischer Rath, and hat wirklich mit Verpflegung der Armee sehr viele Geschäfte. Er wohnt eigentlich in Petersburg. Dieses Haus hier hat er blos gekauft, um ein Absteigquartier zu haben, wenn ihn seine Geschäfte in diese Gegend führen, was öfter geschieht. Weil es aber eben Krieg war, so wollte er das Haus nicht neu bauen lassen, obwohl das sehr nöthig gewesen wäre. Er richtete sich blos ein Zimmerchen ein, das er aber sehr gut zu verstecken wußte. „Denn, hat er gesagt, es möchten sonst, wenn ich hieher käme, schon Andere sich hier einquartirt haben." — Es ist in der That sehr viel, daß mein Herr Ihnen, wiewohl er es jetzt nicht nöthig hat, sein eigenes Zimmer überließ. Noch mehr wundert es mich, daß er, um Ihnen Gesellschaft zu leisten, eine Stunde länger, als er im Sinne gehabt hatte, sich aufhielt. Er war eben auf dem Wege, eilig zur Armee abzureisen. Am meisten wundert es mich aber, daß er mich zu Ihrer Bedienung zurück ließ. Er ist ganz an mich

gewöhnt und wird mich hart entbehren. Er befahl mir, als er heute Mittags so lange russisch mit mir sprach, Sie ganz als meinen Herrn anzusehen, und Sie zu bedienen, als wäre ers selbst. Er gab mir mancherley Aufträge, und sah dann selbst nach, ob Alles, was nur immer Ihnen dienlich seyn könnte, beihanden und in guter Ordnung sey; er schärfte mir sehr ein, mir ja nicht die geringste Versäumniß in Ihrer Bedienung zu Schulden kommen zu lassen. Er werde sich, sagte er, wenn er wieder komme, bey Ihnen nach Allem genau erkundigen. Nun ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden seyn, und mir, wenn Herr von Koslow zurückkommt, ein gutes Zeugniß geben. Doch, noch habe ich einige Geschäfte zu besorgen.“ Er ging. Als er nach einer guten Weile wieder zurückkam, bemerkte er, daß seine Gäste schläfrig waren. „Aha,“ sagte er, „Sie möchten sich gerne zur Ruhe begeben? Sehr wohl; es ist alles bereitet.“

Er nahm zwey silberne Leuchter von einem Nebentische, zündete die Wachskerzen an, und leuchtete, indem er in einer Hand sehr geschickt die beiden Leuchter hielt, dem Grafen die Leiter hinauf. Auf dem Ankleidetische im Alkoven lagen Hemde, Halstücher, Sacktücher und Strümpfe; über einen Sessel hing ein Schlafrock von dem feinsten Cottun und mit Flanell gefüttert. „Da ist frische Leinwand,“ sagte Oskinski, „und der Schlafrock ist noch ganz neu. Wenn Sie morgen im Schlafrocke bleiben, so will ich, so gut das hier angeht, Ihre Uniform ausbessern lassen. Ihr Diener schläft, auf Be-

fehl meines Herrn, sogleich hier in dem kleinen Nebenzimmer, wo ich sonst zu schlafen pflegte. Sie dürfen mit dem silbernen Glöcklein hier auf dem Nachttischchen nur klingeln, wenn Sie ungefähr etwas nöthig hätten.« Er fragte noch, ob der Herr Rittmeister morgen zum Frühstücke Kaffee oder Schokolade befehle und wünschte ihm mit einer tiefen Verbeugung gute Nacht.

Am folgenden Morgen, sobald der Graf aufgestanden, und mit dem schönen Schlafrocke bekleidet, ein paarmal im Zimmer auf und abgegangen war, kam Oskinski und brachte Kaffee. Die Kannen, Tasse und Zuckerdose waren vom feinsten Porzellan, und die silberne Zuckerzange und das Kaffeelöffelchen vergoldet. Oskinski fragte noch, was der Herr Rittmeister sonst noch zu befehlen habe, Rauchtabak, Liqueur, Schinken, Butter, Honig, oder was es immer sey? Da der Graf für jetzt gar nichts weiter verlangte, empfahl sich Oskinski sehr ehrerbietig.

Der Graf lebte hier sehr zufrieden; er und sein Georg dankten Gott, daß Er ihnen eine so angenehme Zufluchtsstätte bereitet hatte. Der Graf las sehr viel in den Büchern des Herrn von Koslow; es waren Andachtsbücher, Reisebeschreibungen, und andere lehrreiche Werke in englischer, französischer und auch in deutscher Sprache. Es war auch dafür gesorgt, daß er wöchentlich einmal die Zeitung erhielt. Georg bekam, da er weder russisch noch französisch verstand, und mit den Leuten im Hause nicht reden konnte, und da sein Herr sehr viel las, auch Geschmack am Lesen.

Oefter gingen Beide auf die Jagd, und Oskinski begleitete sie. Die Leute, die ihnen unterwegs begegneten, begrüßten den Grafen, als einen Freund des Herrn von Koslow, sehr freundlich. Die Kinder lächelten ihn an, die Männer zogen eilig die Mützen ab, und bückten sich tief, die Weiber verneigten sich. Herr von Koslow schrieb einige Male an den Grafen unter der Adresse des Kammerdieners, aber nur immer einige Zeilen. Er erkundigte sich nach dem Wohlbefinden des Herrn Rittmeisters, fragte, ob er mit der Bedienung zufrieden sey, und bat ihn, noch einige Zeit Geduld zu haben.

So verflossen Frühling und Sommer. Den Grafen, und noch mehr seinen Georg wandelte freilich manchmal die Langeweile an. Allein der Graf sprach zu ihm: „Was hätte ich bisher Anders thun können? Wir Beide haben erst hier nur zu gut gefühlt, wie viel wir durch die Beschwerden des Krieges, durch Kälte und Hunger an unsern Kräften herabgekommen. Ich hätte bisher weder eine größere Reise unternehmen, noch aufs neue in Kriegsdienste treten können. Haben wir also Geduld! Der gütige Gott, der bisher so liebreich für uns gesorgt hat, wird weiter sorgen.“

Die Stille und Ruhe in diesem abgeschiedenen Aufenthalte und die gute Verpflegung bekamen indeß dem Grafen sehr wohl. Sein Aussehen wurde wieder sehr gesund und blühend, und auch Georg ward vollkommen hergestellt.

VIII.

Eines Abends im Herbste kam ganz unvermuthet Herr von Koslow an. Mit einem Angesicht, das von Freude glänzte, trat er zu dem Grafen in das Zimmer, und sagte: „Ich komme, Ihnen Ihre Erlösung aus Ihrer langen Gefangenschaft anzukünden. Beide streitende Heere stehen nun auf deutschem Boden an der Elbe einander gegenüber. Ich überließ die Verpflegung unsers Heeres den Deutschen. Ich hoffe, die feindliche Armee wird bald über den Rhein zurückgedrängt seyn. Ich stehe nun ganz zu Ihren Diensten, und bin bereit, Alles zu thun, um Sie wieder in Ihr Vaterland zu befördern; auch habe ich Ihnen einen Vorschlag zu machen. Reisen Sie mit mir nach Petersburg. Von da können Sie zu Wasser leicht bis Hamburg, und dann von dort aus zu Land ungehindert in Ihre Heimath reisen. Ich möchte Ihnen gerne meine Frau und meine Kinder vorstellen. Und dann kann ich Sie doch auch nicht wie einen irrenden Ritter ziehen lassen. Sie haben auf dem unglücklichen Feldzuge Ihr ganzes Gepäck verloren. Ich sehe es als meine Pflicht an, Sie mit Reisekleidern, die Ihrem Stande geziemen, mit einem wohlausgestatteten Koffer und mit Kutsche und Pferden zu versehen. Das geht aber dahier nicht an; das läßt sich am besten in Petersburg machen. Es ist mir leid, daß ich Sie nur in dem schlechten Fuhrwerke, in dem ich hieher kam, nach Petersburg führen kann; aber hier zu Lande kommt man auf den

schlechten Wegen mit einem bessern, größern Reisewagen nicht fort.«

„Edelster, gütigster Mann!« rief der Graf; „Ihre außerordentliche Menschenfreundlichkeit übersteigt alles Maaß. Ich kann mir gar nicht vorstellen, womit ich sie verdiente. Ihre wahrhaft übermäßige Güte ist mir unbegreiflich.«

„Ey was,« sagte Herr von Koslow, „ich finde da nichts von außerordentlicher Menschenfreundlichkeit, von übermäßiger Güte; es ist blos meine Schuldigkeit, blos Dankbarkeit.«

„Ich begreife Sie nicht,« sagte der Graf; „ich kann mich nicht entsinnen, Ihnen je die geringste Gefälligkeit erwiesen, ja Sie nur einmal gesehen oder von Ihnen gehört zu haben.«

„Nicht?« rief Herr von Koslow. „Nun, so setzen Sie sich einmal hieher zu mir auf das Kanapee und hören Sie. Mein ganzes Vermögen, das wahrlich nicht geringe ist, habe ich Ihnen zu danken; Ihnen danke ich all mein Glück.«

Der Graf sah ihn verwundert und erstaunt an, und schüttelte den Kopf.

„Haben Sie nicht einmal, sagte Herr von Koslow, einem armen Bettelknaben hundert Gulden geschenkt?«

„Ich erinnere mich nicht,« sagte der Graf, „daß ich je einem armen Knaben so viel Almosen gegeben habe.«

„Nun, so wollte ich doch!« sagte Koslow; „vielleicht erinnern Sie sich aber doch noch einer Nach-

tigall, die an dem Geburtsfest ihrer gnädigen Frau Mutter in Ihrem Parke so schön gesungen, und die ein armer Hirtenknabe sammt dem Neste dahin versetzt hat?«

»Ach ja,« sagte der Graf, »dieses Knabens erinnere ich mich noch recht gut; er war ein armer, aber sehr liebenswürdiger, hoffnungsvoller Knabe und hieß Michael Schnell. Er ging als Wagnergesell in die Fremde.«

»Dieser Hirtenknabe, von den Bauern Ziegenmichel genannt, war ich,« sagte Herr von Koslow; nunmehr aber bin ich Fabrik-Besitzer, Kaufmann, Wechsler und russisch kaiserlicher Finanzrath in Petersburg. Da ich mir einen Edelsitz, Namens Koslow gekauft habe, so nennt man mich von der Zeit an von Koslow; ich bin jener Hirtenknabe, jener Wagnersgesell.«

»Sie!« rief der Graf, voll des höchsten Erstaunens, und die Thränen drangen ihm in die Augen. Er sprang auf und umarmte seinen Wohlthäter. »O warum haben Sie mir das nicht sogleich gesagt?« sprach er.

»Das war damals nicht wohl thunlich,« sagte Koslow. »Es hätte weitläufige Erörterungen nothwendig gemacht — dazu war ich damals von Geschäften zu gedrängt, um lange zu erzählen, und auch Sie waren von Ihrer Reise zu angegriffen und erschöpft, als daß Sie mir noch lange hätten zuhören können. Ich sparte es daher auf eine ruhigere Stunde, Ihnen meinen Dank auszusprechen. — Ich sah wohl,

daß Sie mich nicht mehr kannten, allein auch ich hätte Sie nicht wieder erkannt, wenn Sie dort, in den Schnee hingesunken, nicht den Namen Sternfeld genannt, und Ihrem Diener Grüße an Ihre gnädige Frau Mutter und Ihre zwey Fräulein Schwestern aufgegeben hätten. Nun, Gott sey gelobt, daß Er uns hier im fremden Lande wieder zusammengeführt, und mir Gelegenheit gegeben hat, Ihnen zu zeigen, daß ich nicht undankbar bin. Ich kann gar nicht aussprechen, wie sehr es mich freue, in Ihnen meinen Wohlthäter wieder zu erkennen, und Ihnen einige Dienste zu erweisen.«

Herr von Koslow erzählte nun seine Geschichte ausführlich. Sie war kurz diese: Er war als Wagnergesell nach Wien, Dresden, Berlin, Hamburg, London und endlich nach Petersburg gekommen. Er suchte überall die besten Meister auf; es war ihm nicht so fast darum zu thun, vielen Lohn zu erhalten, als Vieles zu lernen, und sich in seiner Kunst zu vervollkommnen. Er besuchte auch Schmiede, Schlosser und Sattler und andere Handwerker, durch deren vereinte Arbeiten ein schöner Wagen zu Stande kommen kann. Er reisete mit einem der trefflichsten Sattlergesellen und einem eben so geschickten Eisenarbeiter nach Rußland. In Petersburg fand er bald, was er schon in England gehört, daß man in der Kunst, schöne Wagen zu bauen, es dort noch nicht so weit gebracht hatte, als in andern großen Städten. »Man würde auch sonst,« sagte er, »dort wohlgebaute Kutschen und Reisewagen nicht aus London übers

Meer herbringen lassen.“ Er nahm bey einem der besten Meister Arbeit und verwendete, wiewohl sein Meister auch deutsch sprach, alle seine freien Stunden darauf, die russische Sprache zu erlernen, und bemühte sich, zur Uebung immer russich zu sprechen. Er erbot sich, mit seinen zwey Freunden einen Staatswagen herzustellen, der so gut wäre, als einer aus London. Es geschah. Der Wagen fand allgemeinen Beifall. Sein Meister bekam viele Bestellungen, und machte den neuen Gesellen mit sehr großem Lohne zum Obergesellen, und kam auch bald darauf mit ihm überein, den ganzen Gewinn mit ihm zu theilen. Der junge Mann gelangte in kurzer Zeit zu einem so großen Vermögen, daß er im Stande war, die ganze Werkstätte des Meisters, der bereits alt und kinderlos war, und sich in Ruhe setzen wollte, käuflich zu übernehmen. Die Werkstätte wurde in der Folge eine große Fabrik, mit einem bedeutenden Magazin von Kutschen und Schlitten aller Art. Er heirathete die einzige Tochter eines reichen Kaufmannes, der, so wie dessen Frau, in Deutschland geboren war. Er hatte nun nicht mehr nöthig, in seiner großen Fabrik selbst Hand anzulegen. Er brauchte blos die Aufsicht über die Arbeiter zu führen, wobey es ihm sehr wohl kam, daß er alle, auch die kleinsten Arbeiten ehemals selbst verrichtet hatte. Er führte, was ihm bey seinen Einsichten und seiner Thätigkeit ein Leichtes war, nun auch die Handels- und Wechselgeschäfte seines Schwiegervaters, bis er nach dessen Tod ganz in Besitz die-

ses großen Handelshauses kam, dessen Vermögensstand mehr als eine Million betrug.

Als der Krieg mit Frankreich ausgebrochen war, übernahm er große Lieferungen zur Armee. Man war mit seiner Pünktlichkeit eben so zufrieden, als mit seiner Ehrlichkeit. Er erhielt den Titel eines kaiserlich russischen Finanzrathes, wurde geadelt, und nach dem Namen seines Edelsitzes von Koslow genannt.

Der Graf hatte der Erzählung aufmerksam zugehört, und sagte am Ende: „Gott hat Ihnen ganz ausgezeichnete Talente verliehen. Schon damals, da Sie noch als ein armer Knabe die Ziegen hüteten, zeigte sich der künftige, große Geschäftsmann in Ihnen. Als uns das kleine Reiseunglück begegnete, und Sie uns so schnell zu Hülfe eilten, über alles Auskunft ertheilten, den besten Rath gaben, selbst Hand anlegten, und auch den Wunsch meiner Mutter so geschickt zu erfüllen wußten, wurden wir allerdings aufmerksam auf Sie; aber die großen Anlagen zu so großen Unternehmungen hätten wir damals in Ihnen doch nicht geahnet. Es wäre sehr gut, wenn Aeltern und Erzieher immer genau zu erforschen suchten, wozu ein Kind Anlage und Beruf habe. Nun, Sie haben die Talente, die Ihnen Gott verliehen, getreulich benützt. Sie ließen es, wie ich aus Ihrer Geschichte ersehe, in Ihrem ganzen folgenden Leben nicht an ununterbrochener Aufmerksamkeit, unermüdetem Fleiße, unverbrüchlicher Rechtschaffenheit und wohlgeordnetem, sittlichem Betragen fehlen. Sie begannen und endeten

alle Ihre Geschäfte mit Gott; und Gott, auf den Sie vertrauten, hat Ihre Bemühungen gesegnet.«

„Das hat Er,« sagte Herr von Koslow, „Ihm sey Lob und Dank! Allein das große Vermögen, zu dem Er mir verhalf, freut mich beinahe mehr um fremder armer Kinder, als um meiner eigenen Kinder willen. Eingedenk, wie arm und hülflos ich gewesen, griff ich schon manchem armen Knaben unter die Arme, daß er mit Gottes Hülfe ein tüchtiger Meister und ein glücklicher Familienvater wurde. Arme Kinder, die sich mit großem Fleiße und vieler Anstrengung durch die Welt schlagen müssen, gerathen immer am besten. Reiche Kinder, die von Kindheit an Alles im Ueberflusse haben, schlagen gar oft aus der Art, werden träg und untüchtig zu Geschäften, und gerathen wohl gar in Noth und Armuth. Ich habe schon öfters erlebt, daß große Handlungshäuser reicher Aeltern durch Fahrlässigkeit und Verschwendung der Kinder nicht auf die Enkel gekommen sind. Eben so oft erlebte ich, daß Kinder armer Aeltern durch Fleiß und Geschicklichkeit sich empor schwangen, großartige Geschäfte machten und zu Ansehen und Reichthum gelangten. Doch Ehre und Gold sind eitel und vergänglich; sie zum Besten seiner Mitmenschen anwenden, bringt ewigen Ruhm vor Gott.«

Herr von Koslow schwieg eine Weile, ward sehr gerührt und sagte dann mit Thränen in den Augen: „Nur Eines hätte ich noch gewünscht — daß mein lieber, guter Vater noch erlebt hätte, daß die gute Erziehung, die er mir gegeben, nicht ohne gute Früchte

geblieben. Er war ein armer, aber ein sehr gottesfürchtiger Mann. Er flößte mir mit eben so großem Ernste als väterlicher Milde wahre Frömmigkeit und heilige Ehrfurcht vor Gott und Gottes heiligen Gebothen ein. „Dieß ist der Grund von allem Guten, sagte er oft; ohne dieß ist kein Heil.“ Er schickte mich sehr fleißig in die Schule, so nöthig ihm auch oft meine Beihülfe bey seiner Arbeit gewesen wäre. „Ich kann dir kein Geld hinterlassen, sagte er oft; was du jetzt lernest, und mein Segen ist dein einziges Erbtheil, dein ganzer Reichthum.“ Er hatte Recht. Seine Ermahnungen, sein Beispiel, sein Segen, nützte mir mehr, als Tonnen Goldes. — Ich konnte ihm seine Liebe und Treue nicht mehr vergelten. Ich schickte ihm zwar einmal von London, und einige Male von Petersburg aus Geld. Allein was ist das? — Als ich einmal von Petersburg aus in Geschäften nach Frankfurt kam, wollte ich zu ihm reisen, — da erhielt ich die Nachricht von seinem Tode. Nun, Gott wird ihm im Himmel vergelten, was der gute Mann auf Erden an mir gethan hat.“ Er schwieg und trocknete sich die Augen.

IX.

Am andern Morgen reisete Herr von Koslow mit dem Grafen nach Petersburg ab. So unansehnlich ihr russisches Fuhrwerk war, so bequem und dauerhaft war es, und hatte Raum genug, auch den Kriegsgefährten und Diener des Grafen aufzunehmen. Sie

hatten eine überaus glückliche, vergnügte Reise. Im Anblicke mancher schönen Gegenden und unter vertraulichen Gesprächen waren sie, ehe der Graf es dachte, in Petersburg.

Das Haus des Herrn von Koslow glich einem Pallaste. Er führte den Grafen, als seinen größten Wohlthäter auf Erden, seiner Frau und seinen Kindern vor. Die Kinder wollten es nicht sogleich glauben, daß der Vater diesem Manne in der abgetragenen, geflickten Uniform all sein Glück zu verdanken habe; auch die Mutter war anfangs etwas befremdet. Als aber der Vater den Namen „Graf August von Sternfeld“ aussprach, rief sie: „Ach, Sie sind es, Herr Graf!“ und wollte mit Thränen in den Augen ihm die Hand küssen. Herr von Koslow erzählte, wie der Graf den Krieg gegen Rußland immer für ungerecht und abentheuerlich gehalten, ihn aber wider Willen mitmachen mußte, und wie viel er in diesem furchtbaren Feldzuge ausgestanden. Die Frau von Koslow hörte mit der innigsten Theilnahme zu, und die Kinder blickten den Grafen beständig mit nassen Augen an.

Die Kinder wurden sehr zutraulich gegen ihn. Die Geschichte mit der Nachtigall war allen bekannt. Ein Knabe erkundigte sich, ob jene Nachtigall noch lebe; ein kleines Mädchen fragte, ob er nicht ein Nest voll junger Nachtigällchen mitgebracht habe; das kleinste sagte: „Sie müssen uns ein solches Nest voll junger Nachtigallen schicken.“ Die größern Kinder lachten, und der älteste Knabe sagte: „Das wäre

freilich schön, wenn es möglich wäre. Wir hätten schon lange gerne eine Nachtigall gesehen und gehört! In unserm Land aber sind diese lieblichen Singvögel selten.«

Herr von Koslow ließ nun aus einem der ersten Kaufladen von den feinsten Tüchern bringen, und den trefflichsten Kleidermacher, nebst Bordenwirker und Goldsticker rufen, um den Herrn Grafen seinem Range als Rittmeister gemäß neu zu kleiden. »Sie haben, sagte Herr von Koslow, mich ja auch zweimal neu kleiden lassen.« Die Frau von Koslow machte sich eine große Angelegenheit daraus, den geplünderten Grafen mit Leinenzeug im Ueberflusse zu versehen. Auch sie sagte: »Ihre Frau Mutter und Ihre Fräulein Schwestern haben ehemals meinen Mann als einen armen Knaben und Jüngling eben so ausgestattet.«

Als der Graf ganz neu gekleidet in seiner prächtigen Uniform da stand, heftete Herr von Koslow ihm das geraubte Ehrenkreuz an die Brust. »Sehen Sie, sagte er lächelnd, wie weit ich es durch Ihre Güte gebracht habe! Sogar einen Orden kann ich Ihnen, wenn auch nicht verleihen, doch wenigstens wieder ersetzen.« Der Graf wunderte sich, woher Herr von Koslow dieses Ehrenzeichen genommen habe. Herr von Koslow sagte: »Die Kosaken haben eine Menge Kreuze der französischen Ehrenlegion und auch einige Ordenszeichen deutscher Offiziere erbeutet, und an ihre schmutzigen Mützen genäht. Ich habe viele davon gekauft und glücklicher Weise fand sich darunter auch das Zeichen des Ordens, den Sie zur ehrenvollen Aus-

zeichnung erhalten hatten. — Das Ehrenzeichen an der Brust kann uns wohl geraubt werden; allein das wahre Ehrgefühl im Herzen — das Gefühl für Alles, was heilig und gut ist, für Religion und Tugend, kann uns keine räuberische Hand entreißen.“

Auch Georg wurde neu montirt, und ein Felleisen, das Herr von Koslow ihm schenkte, von der Frau von Koslow mit ganz neuer Wäsche vollgestopft.

Der Graf mußte länger in Petersburg verweilen, als er gedacht hatte. Der Krieg in Deutchland machte das Reisen dahin noch nicht rathsam. Denn erst Mitte Oktobers verloren die Franzosen die furchtbare Hauptschlacht bey Leipzig, und erst zu Anfang Novembers gingen sie zurück über den Rhein. Viele Städte in Norddeutschland, Hamburg, Danzig und andere Städte, waren noch länger von ihnen besetzt. Auch war es nunmehr zu spät im Winter, noch eine so große Reise anzutreten; sie wurde also auf die ersten Tage des Frühlings verschoben.

Herr von Koslow führte den Grafen vor dem Tage der Abreise in sein großes Kutschenmagazin, und schenkte ihm den schönsten Reisewagen. „Sehen Sie,“ sagte er lächelnd: „Alles in der Welt, was Gott geschehen läßt, ist irgend wozu gut; was wir jedoch oft erst nach vielen Jahren einsehen. Das zerbrochene Wagenrad bringt Ihnen nun eine neue Kutsche ein. Die Pferde dazu sind schon bestellt; in Hamburg werden Sie dieselben finden. Die Adresse an den Kaufmann liegt schon bereit.“

Am Tage der Abreise gab Herr von Koslow dem

Grafen noch eine Börse voll Gold. „Ich habe das Geld freilich zur Reise nothwendig, sagte der Graf, aber sobald ich nach Hause komme, soll mein erstes Geschäft seyn, Ihnen einen Wechsel auf diese Summe zu übersenden.“

„Nicht doch, sagte Herr von Koslow, unterstützen Sie mit dem Gelde die Armen, besonders dürftige Kinder, die etwas in der Welt lernen wollen, und dazu Fähigkeit genug, aber nicht Geld genug haben. Was wir den Armen geben ist ein Wechsel — gültig und zahlbar in jener Welt.“

Die ganze Familie begleitete den Grafen bis zum Schiffe. Herr von Koslow umarmte den Grafen noch innig, Frau von Koslow trocknete sich die Augen und die Kinder küßten ihm die Hände. Noch lange, nachdem er eingestiegen war, und das Schiff das Ufer verlassen hatte, winkten Herr von Koslow mit seinem Hute, und die Frau mit ihrem weißen Tuche, und die Kinder warfen Hüte und weiße Tücher in die Höhe.

X.

Der Graf kam glücklich in der Nachbarschaft seines Schlosses an. Er vernahm, daß man ihn überall für todt halte. Er hielt es für nothwendig, daß man seiner Mutter und seinen Schwestern die Nachricht mit Vorsicht beibringe: „Er lebe noch!“ Deßhalb begab er sich zu einem Jugendfreunde, dem Herrn von Horst, der nicht weit von der Straße, ein paar

Meilen von Sternfeld wohnte. Herr von Horst hatte eine unbeschreibliche Freude, seinen Freund, den auch er als todt betrauert hatte, lebend vor sich zu sehen. Beide verabredeten nun, die Frau von Horst und ihre Schwester sollten noch an dem nemlichen Morgen nach Sternfeld fahren, und die Gräfin und ihre Töchter, bey denen sie öfter Besuche machten, auf die Ankunft des Grafen vorbereiten. Gegen Abend reisten der Graf und Herr von Horst auch dahin. Die Nachricht: „Der Graf lebe und werde noch heute Abends ankommen," hatte sich so zu sagen, augenblicklich in der Grafschaft und in der ganzen Gegend verbreitet. Als Graf August und Herr von Horst sich dem Schlosse näherten, war bereits eine Ehrenpforte von grünen Zweigen errichtet und mit Blumen von allen Farben geziert. Eine Menge Landvolk begrüßte ihn mit lautem Jubel und mit Freudenthränen. Unter dem Schloßthore standen die Gräfin und ihre Töchter und beinahe der ganze Adel der Umgegend. Die Mutter schloß ihren Sohn mit stummem Entzücken in die Arme, und nach ihr die Schwestern ihren Bruder. Kein Auge blieb trocken!

Auch Georg wurde von dem Landvolke mit lauter Freude begrüßt. „Je, seht nur," riefen zuerst einige Bauernbursche, die mit ihm aufgewachsen waren, „Risch ist auch wieder da! Gottlob, daß du noch lebst und Gott sey Dank!" Alles Volk umringte ihn und drang voll Freude auf ihn ein. „Nu, nu," sagte Georg, „erdrückt und zerreißt mich nur nicht." Er drückte und schüttelte in der Reihe umher jedem die

Hand. „Wie bist du denn dem Erfrieren und Verhungern entkommen?“ fragten Alle. Georg erzählte ausführlich, wie er und sein Herr durch einen reichen Edelmann, der einst hier in der Gegend die Ziegen gehütet, vom Hungertode errettet worden. Diejenigen, die den Michael Schnell noch gekannt hatten, riefen erstaunt: „Was, der Ziegenmichel ist ein so großer Herr geworden? Man sehe doch, wie weit es ein Mensch bringen kann, dem Gott Verstand gegeben, und der ihn gut anwendet!“ Georgs Aeltern drängten sich jetzt durch die Menge des Volkes. Er hatte, sobald er auf dem Schloße des Herrn von Horst angekommen war, einen vertrauten Mann als Boten an sie abgeschickt, auch sie auf die Ankunft ihres Sohnes vorzubereiten. Vater und Mutter schlossen ihn wechselweise in ihre Arme, und führten ihn in ihrer Mitte und an ihren Armen freudeweinend nach Hause.

Indessen hatten der Graf, seine Mutter, seine Schwestern und der anwesende Adel, auch Beamte und Geistliche, sich in den großen Saal begeben. Auch der Graf mußte erzählen. Mit der größten Lebhaftigkeit und mit Thränen in den Augen, schilderte er die Dankbarkeit des armen Hirtenknaben, des nunmehrigen Herrn von Koslow.

„Ja, ja,“ sagte Herr von Horst, „das ist allerdings ein ganz außerordentliches Beispiel von Dankbarkeit. Solche dankbare Armen wird man aber in der Welt wenige finden.“

„Das soll uns nicht abhalten, wohlthätig zu

seyn! sagte die Gräfin; wir haben alsdann den Dank in der andern Welt zu gut.«

Die Frau von Horst sagte: »So außerordentlich diese Dankbarkeit ist — eben so selten, so weise und gütig war die Wohlthätigkeit des Herrn Grafen, seiner Frau Mutter und Fräulein Schwestern, und brachte ihnen daher so herrliche Früchte!«

Die Gräfin sagte: »Was wir gethan haben, ist wenig. Wir wollen aber gegen die Armen künftig so wohlthätig seyn, als es nur immer in unsern Kräften steht. Wer reichlich aussäet, wird immer, entweder hier oder dort, auch reichlich ärndten!«

Nachdem die zahlreiche Gesellschaft sich entfernt hatte, sagte Graf August: »Nun wollen wir noch ein wenig in den Garten und in unser Wäldchen gehen. Sie, liebste Mutter, sind es ja so gewöhnt, nachdem Sie größere Gesellschaft gehabt, noch ein oder die andere Stunde, in dem kleinen Kreise der Ihrigen stillern Freuden zu widmen. Nun können wir erst recht herzlich und vertraulich mit einander reden. Ich sehnte mich in jenen furchtbaren Schneewüsten recht herzlich nach Ihnen und meinen lieben Schwestern, und wohl auch nach den lieblichen grünen Schatten unsers Wäldchens zurück.«

Sie gingen in den Garten, und durchwandelten in vertraulichen Gesprächen die bekiesten Wege des daranstoßenden Wäldchens. Die Sonne ging bereits unter, und Blätter und Blüthen waren von ihrem goldenen Schimmer geröthet. Alles war stille und

ruhig, nur leise Lüfte wehten — und eine Nachtigall fing an zu schlagen.

Die Gräfin faltete die Hände und sprach: „O mein Sohn! Was ist Alles geschehen, von der Stunde, da wir dort im Walde jene Nachtigall schlagen hörten, bis zu dieser Stunde, da wir nach langer Trennung wieder vereinigt, diesen Schlag der Nachtigall hören! Wie hätte ich damals denken können, daß Gott damals schon durch den Gesang jenes Vogels deine Errettung von einem schauerlichen Tode vorbereite! So waltet die göttliche Vorsehung in menschlichen Angelegenheiten. Anbethung, Lob, Preis und Dank sey dem guten, liebevollen Vater im Himmel, der alle Vögel unter dem weiten Himmel ernährt, aber seine Kinder, die Menschen, noch unendlich mehr liebt, und voll Weisheit und Güte Alles, was geschieht, ihnen zum Besten leitet. Ja, an seine Güte und Freundlichkeit erinnere uns der Gesang jedes Vogels, jede schlagende Nachtigall!

Die rothen und die weißen Rosen.

I.

Klara war schon als Kind ein ungemein liebliches, hoffnungsvolles Mädchen. Ihr Vater war fürstlicher Jäger, und ein sehr verständiger, rechtschaffener Mann; die Mutter eine überaus fromme Frau. Ihre Wohnung, das Jägerhaus genannt, lag in einem einsamen Waldthale; man hatte zu dem nächsten Dorfe, von dem man zwischen zwey waldigen Hügeln blos die Thurmspitze erblickte, beinahe eine Stunde zu gehen.

Der Vater konnte wenig zu Hause seyn; er brachte den größten Theil des Tages im Walde zu, dessen weiter Umfang ihm Vieles zu thun gab. Die Mutter hatte in ihrer Einsamkeit ihre größte Freude an ihrem lieben Kinde, und ihre Freude nahm von dem ersten kindlichen Lächeln an, so wie das Kind nach und nach reden lernte, immer zu. Die ersten Gedanken und Empfindungen, die es ausdrückte, waren ihr wie ein zartes Morgenroth, das den schönsten Tag verspricht.

Von Kindheit an zeigte Klärchen eine ganz besondere Lust an Blumen. Als die Kleine kaum vier Jahre zählte, war es ihre größte Freude, auf der na-

hen Wiese Blumen zu pflücken; sie brachte gar oft beide Händchen voll der Mutter. Die Mutter war daher darauf bedacht, in dem Garten am Hause, der bisher nur zu Gemüsen benützt worden, mancherley Blumen zu ziehen, und pflanzte in die Mitte des Gartens einen Rosenstrauch.

Klärchen konnte die schönen Primeln und Aurikeln, die Tulpen und Narzissen nicht genug beschauen und bewundern, und als erst der Rosenstock in voller Blüthe stand, war das Entzücken des Kindes ganz unbeschreiblich. „O welch ein liebliches Roth, rief Klärchen, welch ein angenehmer Wohlgeruch! Wahrlich, die Rosen sind die schönsten Blumen von der Welt. Wie gütig ist doch der liebe Gott, daß er so wunderschöne Blumen für uns wachsen läßt!“

Klärchens Vater hatte, als ein geschickter Feldmesser, den Befehl erhalten, einen weit entfernten Wald auszumessen, worauf er ein paar Wochen verwenden mußte. „O wie wird sich der Vater freuen, sprach Klärchen öfter, wenn er nach Hause kommt und die schönen Blumen erblickt!“ Das gute Kind, das in seinem Leben die ersten Rosen sah, meynte, der Vater habe auch noch keine Rosen gesehen und konnte seine Ankunft kaum erwarten.

Als er endlich das Thal herauf kam, eilte Klärchen in den Garten, pflückte eine frisch aufgeblühte Rose, mit einer halbgeöffneten Knospe daneben, und lief dem Vater entgegen. Klärchen glühte vor Freude, den geliebten Vater wieder zu sehen, und überreichte ihm die schönen Blumen.

Der erfreute Vater blickte bald auf Klärchen, bald auf die Rosen. Das liebliche Kind, das er seit mehreren Tagen nicht gesehen hatte, kam ihm viel lieblicher vor In der Freude seines Herzens sagte er: „Du selbst, liebes Kind, gleichest dieser Rose; du bist ein solches zartes Rosenknöspchen!“

Klärchen lachte; das holde Kind, das gar nicht wußte, daß es schön sey, konnte die Aehnlichkeit nicht finden. „Du scherzest nur, lieber Vater, sagte sie; wie könnte ich denn einer Rose gleichen? Da müßte ich ja seltsam aussehen! Der Unterschied zwischen einer Blume und einem Menschen ist doch gar zu groß.“

Die Mutter, die nachgekommen war, sagte: „Liebes Klärchen! mache durch dein Wohlverhalten uns Freude, wie die Rose uns durch ihre liebliche Farbe und ihren Wohlgeruch erfreut, und hüte dich vor Eigensinn und Ungehorsam, die uns mehr schmerzen würden, als dich neulich die Dornen an den Rosen.“

Die kleine Klara machte ihren Aeltern auch wirklich nichts als Freude. Sie wurde mit jedem Tage blühender und schöner, aber auch mit jedem Tage artiger und sittsamer. So lebhaft sie war, so gehorchte sie doch ihren Aeltern auf den Wink. An allem Guten hatte sie Freude. Man sah sie immer heiter, fröhlich und freundlich. Die holde Kleine war ein liebliches Bild der Unschuld.

II.

Klärchen hatte nunmehr den zehnten Frühling erlebt, und blühte immer schöner auf; allein die Mutter fing gegen Ende des Sommers an, sichtbar hinzuwelken. Man fürchtete eine Auszehrung. Als es Herbst wurde, und das bunte Laub der Bäume abfiel, die Wiesen der Blumen beraubt waren, und ein kalter Wind über die Stoppeln des leeren Aerndtefeldes wehte, lag sie, ohne Hoffnung wieder aufzukommen, darnieder. Sie bereitete sich als eine fromme Christin auf den großen Schritt in die Ewigkeit, und benützte ihre letzten Lebenstage noch dazu, ihre liebe Tochter, von der sie bald getrennt werden sollte, zu allem Guten zu ermahnen und vor allem Bösen zu warnen.

„O liebste Klara, sagte sie unter anderm, diese Welt, durch die du hindurch mußt, ist für dich, unerfahrnes Kind, voll Gefahren. Gar Vieles in dieser Welt scheint zwar schön und lieblich, ist aber doch nur Schein, und bringt nichts als Reue und Jammer. Halte dich deßhalb immer fest an Gott, wandle wie vor seinen Augen und bethe täglich, Er wolle dich in seinen heiligen Schutz nehmen. Trage die Worte Jesu immer im Herzen: „Selig die ein reines Herz haben. — Was hälfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber an seiner Seele Schaden litte.“ Ehre deinen Vater, und lasse dich immer von seinem Rathe leiten. Fliehe, fliehe die Schmeichler; die Schlange ist oft unter Blumen versteckt.

Ich scheide bald von dir; aber an Gottes Thron werde ich deine Fürbitterin seyn.“

Eines Abends, da die liebevolle Mutter sehr schwach war, blickte sie ihre geliebte Klara noch einmal an und sagte: „Klara, bleibe ein frommes, gutes, unschuldiges Mädchen — eine reine edle Seele, und Gott wird mit dir seyn.“ Sie streckte die Hand aus, Klara zu segnen. Todesblässe überzog plötzlich ihr Gesicht, und nach wenigen Augenblicken verschied sie. Klara zitterte und bebte, faßte die kalte Hand der Mutter, brach in einen Strom heißer Thränen aus, und benetzte damit das erblaßte Angesicht der geliebten Mutter. Unter tausend Thränen begleiteten der Vater und Klärchen die Leiche, die auf dem Gottesacker zu Eschenbach, dem nächsten Dorfe, zur Erde bestattet wurde. Vater und Tochter besuchten das Grab der seligen Mutter jeden Sonntag nach dem Gottesdienste. Der Vater hatte es mit reinem grünen Rasen belegt, und ein einfaches schwarzes Kreuz darauf errichtet. Klara sagte: „Wollen wir nicht den Rosenstock aus unserm Garten auf das Grab der Mutter pflanzen?“ „Ach, sagte der Vater, jenen Rosenstock hat noch deine Mutter gepflanzt! Wir wollen ihn stehen lassen; er ist mir ein zu werthes Andenken an sie. Ich werde mir einen andern Rosenstock zu verschaffen wissen, und ihn auf das Grab pflanzen, das uns so werth ist. „Er brachte noch im Spätherbste einen schönen Rosenstock aus der Stadt mit, und setzte ihn, indem Klärchen mit weinenden Augen dabey half, auf das Grab.

Es ward wieder Frühling. Alles lebte neu auf. Der Wald prangte mit frischem Grün, und Wiese und Garten mit Blumen. Allein dem traurigen Klärchen kam der Frühling dießmal nicht so schön vor als ehemals. Sie hatte die gute Mutter noch im frischen Andenken — und oft wandelte sie noch, bald allein, bald mit ihrem Vater zum Grabe der Mutter, dessen grüner Rasen von dem reichlich belaubten Rosenstocke beschattet war.

Eines Tages kam nun Klara mit ihrem Vater wieder zum Grabe. Allein wie erstaunt, wie erschrocken stand das gute Mädchen da! Sie hatte noch in ihrem Leben keine weißen Rosen gesehen, auch nichts von weißen Rosen gehört — und sieh da, alle Rosen und aufbrechende Knospen an dem Rosenstrauche auf ihrer Mutter Grabe blühten weiß, wie die Lilien. Das lieblich blühende Mädchen wurde vor Schrecken so blaß, daß ihre Wangen den weißen Rosen glichen.

„Was hat das zu bedeuten!“ rief Klara. „Weiße Rosen, weiße Rosenknospen! Ach mir ists, ich sehe in jeder Knospe den blassen Tod! Schön und lieblich, wie eine rothe Rose, blühte die Mutter, als sie noch gesund war; allein so blaß und bleich, wie diese weißen Rosen, war ihr Angesicht, da sie entschlafen war. Ich kann diese Blumen ohne Schrecken nicht ansehen; mir schaudert, eine zu pflücken.“

„Du darfst nicht erschrecken, liebes Kind! sagte der Vater. Ein Rosenstrauch, der weiße Rosen trägt, ist nichts so Außerordentliches, als du denkst. In manchen großen Gärten giebt es deren die Menge.

Einen solchen Rosenstrauch pflanzte ich auf das Grab deiner Mutter, weil er mir auf einem Grabe schicklicher schien, als ein Strauch mit rothen Rosen. Ich sah es allerdings voraus, der Anblick der weißen Rosen werde dich überraschen. Es kann aber der Anblick dieser weißen Rosen eben so lehrreich für dich werden, als überraschend er für dich war.«

»Ja, liebe Tochter!« fuhr der Vater fort, und nahm sie liebreich bey der Hand. »Du bist das Bild deiner Mutter. Noch schmückt das unverdorbene Roth der Jugend, schöner als rothe Rosen, deine Wangen. Aber sieh — auch du wirst dereinst erblassen, wie deine einst so schön blühende Mutter. Auch deine rothen Wangen werden dereinst — vielleicht bald! — den weißen Rosen hier gleichen.«

»Was deine Mutter mit ihrem todtbleichen Angesichte dir auf ihrem Sterbebette gesagt hat, eben das sagen dir diese Rosen hier auf ihrem Grabe: Kind, sieh, wie blaß der Tod macht! Bilde dir daher nichts ein auf die blühende Farbe des Gesichts; die rothen Wangen vergehen bald. Die Schmeichler werden zwar kommen und dich schön nennen; aber gieb nie einem Schmeichler, der dich erst eitel und dann leichtsinnig machen will, Gehör. Denke, daß auch du einmal sterben mußt. Alle Schönheit welkt gleich den Rosen bald dahin; die Unschuld hingegen hat einen ewigen Werth! Sie ist das kostbarste Kleinod. Bewahre deine Unschuld! Der Leib modert bald im Grabe; die Seele aber ist unsterblich und zu einer unaussprechlichen Herrlichkeit, zu einer unendlichen

Seligkeit bestimmt! Bewahre deine Seele! Verschmähe die niedern Lüste der Erde! Denke in den Augenblicken, da dir das Böse angenehm und reizend vorkommt: „Wenn ich einst blaß und bleich auf dem Sterbebette daliegen werde, müßte es mich nicht schmerzlich reuen und mir meine letzten Stunden schrecklich verbittern, Böses gethan zu haben?“ — Das frage dich in der Stunde der Versuchung, und du wirst nichts Böses thun.“

„Pflücke daher, liebe Tochter, immerhin eine solche Rose, und stecke sie vor die Brust. Die weiße Blume erinnere dich, daß der Tod blaß und bleich mache; noch mehr aber soll die reine weiße Blüthe dich erinnern, rein und schuldlos zu leben. Wer rein und schuldlos lebt, darf den Tod nicht fürchten. Nimm dir vor, so zu leben, daß der jungfräuliche Kranz einst dein Haupt am Brautaltare, oder doch wenigstens dein Grab, mit Recht zieren möge. So oft du eine weiße Rose siehst, erneuere diesen Vorsatz.“

III.

Die liebevolle Mutter war bisher Klarens einzige Erzieherin und Lehrerin gewesen. Denn der Vater hatte bey seinem mühevollen Forstdienste keine Zeit dazu; und die Schule des nächsten Dorfes war für das zarte Mädchen zu weit entfernt. Die Mutter hatte das Kind daher selbst lesen und schreiben gelehrt; die Frömmigkeit der Mutter, ihre lehrreichen Ge=

spräche waren für Klara die trefflichste Schule. Der Vater schickte sie jetzt, nach dem Tode der Mutter, nach Eschenbach in die Schule. Allein außer dem christlichen Unterrichte, den der Ortspfarrer sehr gut gab, wußte Klara schon Alles, was in dieser Schule gelehrt wurde. Auch zu Hause konnte Klara von häuslichen Geschäften und weiblichen Arbeiten wenig lernen. Die alte Magd, welche die Haushaltung führte, war wohl recht fromm und gut, allein sie wußte doch hundert Dinge nicht, die Klara hätte lernen sollen. Der Vater entschloß sich daher, so schwer es auch seinem Vaterherzen ankam, Klara auf einige Zeit seiner Schwester anzuvertrauen, die mehrere Meilen weit entfernt in einer ansehnlichen Stadt wohnte. Sie war die Wittwe des sehr rechtschaffenen Kaufmannes Burk, hatte keine Kinder, handelte mit Seidenwaaren, Flor und Spitzen, auch mit Putzwaaren, die sie zum Theil selbst verfertigte, und war eine sehr gute Frau. Der Vater schrieb an sie, ob sie dazu geneigt wäre, an Klara Mutterstelle zu vertreten?

Indem er auf Antwort wartete, kam auf einmal Abends eine Kutsche vor dem Jägerhause angefahren, und Frau Burk, seine liebe Schwester, stieg aus, und grüßte ihn auf das freundlichste. Sie hatte Klara seit drey Jahren nicht mehr gesehen, und rief erstaunt: „Ey wie groß und hübsch bist du indeß geworden. Nun, willst du jetzt mit mir in die Stadt?“ Klara lachte uud sagte: „O ja, eine Spazierfahrt in die Stadt hätte ich schon lange ger-

ne gemacht.“ Der Vater hatte ihr von seinem Vorhaben noch nichts gesagt. Darum nahm sie die Sache so leicht. Allein da sie nun hörte, sie solle ein oder zwey Jahre in der Stadt bleiben — so wußte sie nicht, wie ihr zu Muthe war. Mit der Tante, oder wie Klara sich ausdrückte, der freundlichen Base, in die Stadt zu reisen, war ihr wohl erfreulich; allein der Gedanke, sich von ihrem lieben Vater zu trennen, war ihr höchst schmerzlich.

Der Vater stellte ihr die Nothwendigkeit vor, in der Stadt noch Vieles zu lernen, und Klara war dazu bereit. „Nur, sprach der Vater, nichts von den vornehmen Künsten! Zeichnen, Klavierspielen, feine Stickereien und künstliche Strickereien sind nur für adelige Fräulein, die von ihrem Einkommen leben können, und die Hausgeschäfte ihrer Dienerschaft überlassen. Ein bürgerliches Mädchen soll im Kochen, im Nähen und Flicken, im gewöhnlichen Stricken, im Waschen und Bügeln, und in Allem, was zu Führung einer Haushaltung nöthig ist, wohl unterrichtet seyn.

„Das soll sie Alles lernen, theils in meinem Hause, theils in der Töchterschule“ sagte Frau Burk, und Klara zeigte alle erdenkliche Lust dazu.

Frau Burk blieb ein paar Tage, und Klara gewann die liebevolle Frau von Herzen lieb, und nannte sie nicht anders, als liebe Base. Als indeß der Morgen zur Abreise anbrach, das Posthorn erklang, die Kutsche bereit stand, und Klara von ihrem geliebten Vater Abschied nehmen sollte, fing sie schmerzlich an

zu weinen. Sie bat um den väterlichen Segen, und kniete nieder. Der Vater, dem auch Thränen in den Augen standen, segnete sie. „Gott sey mit dir, liebes Kind," sprach er; „Er begleite dich auf allen deinen Wegen, und führe dich fromm und gut, gesund und fröhlich, und in Allem, was dir zu wissen nothwendig ist, wohl unterrichtet, wieder in meine Arme zurück."

Frau Burk versprach, wie eine Mutter für Klara zu sorgen. Der Vater begleitete Beide an die Kutsche; sie stiegen ein, und der Vater bot Klaren noch einmal die Hand in die Kutsche. Klara zerfloß in Thränen. Die Kutsche fuhr ab und ehe die Sonne unterging, befand Klara sich in der Stadt.

IV.

Frau Burk hatte in der Stadt ein schönes Haus, und wies Klaren ein eigenes, ausgemahltes Zimmer an, dergleichen Klara noch nie gesehen hatte. Klara besuchte die Töchterschule, und brachte die übrigen Stunden des Tages mit der Tante am Nähtische zu. Die Tante bemerkte mit Vergnügen, daß Klara die Nadel sehr gut zu führen wußte, und ein ganz vorzügliches Talent zum Putzmachen zeige; auch an Klarens kindlichem Betragen, ländlichen Sitten und guten Einfällen ergötzte sich die Tante sehr. Sie hatte das gute Kind so lieb, als wäre es ihre eigene Tochter, und auch Klara liebte und ehrte die Tante als eine Mutter.

Indeß sehnte Klara sich in der Stille doch recht herzlich zurück zu ihrem Vater, und wenn sie so neben der Tante am Nähtischchen saß, wandelte sie in Gedanken auf ihren väterlichen Fluren umher. Die Tante bemerkte es wohl. „Du bist wieder ganz in Gedanken, sagte sie einmal. Sollte es denn in der Stadt nicht angenehmer seyn, als auf dem Lande? Dort hattest du ja nur ein kleines, enges Kämmerlein mit holzbraunen Wänden und einem kleinen Fenster; hier aber wohnen wir in einem großen Zimmer mit Spiegelfenstern und blauen Tapeten voll bunter Blumen, und auch dein Schlafzimmer hat solche Fenster, und ist recht hübsch ausgemahlt.“

„Ey, sagte Klara, die Wände meiner Kammer waren freilich nur braunes Holz, und das einzige Fenster mit den runden Scheiben war gar klein. Allein durch das kleine Fensterlein strahlte der goldene Morgenhimmel in aller seiner Pracht herein, daß es eine Lust war. Die aufgehende Sonne mahlte die runden Scheiben und die Blätter der Bäume vor dem Fenster an die braune Wand ab, daß es recht schön zu sehen war. Wenn ich das Fenster öffnete, blickte ich in ein Paradies von blühenden Wiesen und grünenden Wäldern. Hier in der Stadt aber sah ich die Sonne noch nie aufgehen, und noch niemals einen Regenbogen; ich sehe durch die hohen Fenster nichts, als die grauen Mauern und die braunen Dächer des Nachbars.“

„Nun, sagte die Tante, so gefallen dir denn die breiten Straßen mit den großen herrlichen Häusern nicht

besser, als die schmutzigen Dorfstraßen zwischen den niedrigen Strohhütten zu Eschenbach?“

„Prächtiger, sagte Klara, sind diese Straßen hier wohl, allein man sieht da doch fast nichts als Steine. Auf dem Lande wandelte ich wie auf einem grünen Teppich, der mit Blumen gestickt ist; hier verwundet mir das harte Steinpflaster Füße und Augen; und sind die Häuser auf dem Lande gleich nur mit Stroh gedeckt, so stehen doch Bäume mit schönen Blüthen oder Früchten umher, und die Strohhütten nehmen sich dazwischen gar nicht übel aus.“

„Du weißt nichts, als von deinen Wiesen und Bäumen, sagte die Tante. Allein was ihr auf dem Lande mit vieler Mühe von Aeckern, Wiesen und Bäumen gewinnt, das können wir in der Stadt für ein leichtes Geld im Ueberfluß haben.“

„Freilich wohl, sagte Klara; aber solche treffliche schäumende Milch, wie ich zu Hause hatte, bekam ich dahier noch nie zu kosten. Die Erdbeeren, die ich im Walde selbst pflückte, waren so duftig und würzig, daß die auf dem Markte nichts dagegen sind. Die gelben Birnen, die blauen Pflaumen, die uns auf dem Lande ganz frisch vom Baume in den Schoos fallen, sind ohne Vergleich besser, als die man, nachdem sie lange genug herum geschleppt worden, hier auf dem Markte kauft.“

„Das mag seyn! sagte die Base. Allein du siehst und hörest in der Stadt doch Manches, wovon ihr auf dem Lande gar nichts wisset. War die Illumination vorgestern Nachts nicht prächtig? Und Herrli=

cheres, als die Musik mit den Schellen und der großen Trommel hast du doch in deinem Leben nichts gehört?«

»Je nun, sagte Klara, die vielen tausend Lichtlein waren artig genug. Allein wenn ich mit dem Vater und der seligen Mutter nach einem schwülen Tage so auf der Bank vor dem Hause saß, der Mond über den Walde herauf kam und die lieben Sternlein funkelten, so gefiel mir das doch viel besser; und wenn die selige Mutter und ich, und der Vater mit seiner sanften, tiefen Stimme das alte schöne Lied sangen: „Der Mond ist aufgegangen, die goldnen Sternlein prangen“ so ging mir das wirklich mehr zu Herzen, als jede lärmende Musik. Es war so was Stilles, Liebliches und Heiliges dabey, das ich nicht nennen kann.«

»Sing einmal einige Strophen des Liedes, sagte die Tante. »Du hast eine so schöne, helle Stimme; ich höre dich gar zu gern.« Klara sang:

Der Mond ist aufgegangen
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Gott, laß uns Dein Heil schauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß wahrhaft gut uns werden,
Und vor Dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich seyn.

Die Tante bot ihr gerührt die Hand und sagte: „Du hast das Lied mit Andacht und Anmuth gesungen, liebe Klara! Es klang nicht nur schön; jedes Wort kam aus deinem Herzen. Bleibe bey dieser frommen Gesinnung.“

V.

Die größte Freude war es immer für Klara, wenn ihr Vater sie in der Stadt besuchte, was des Jahrs ein paarmal geschah; auch dem Vater machte es allemal unbeschreibliche Freude, von seiner Tochter nichts als Gutes zu hören. Als er wieder einmal kam, hatte er zu Klarens Schrecken merklich gealtert und sah sehr blaß aus. „Liebe Klara, sagte er unter anderm, du bist nun bald zwey Jahre in der Stadt, und hast für ein Mädchen deines Standes genug gelernt. Du bist mir jetzt zu Hause nöthig. Ich habe nun einen Forstgehülfen, komme nicht mehr so viel in den Wald, und vermisse dich in meiner Einsamkeit sehr hart. Zu Ende des Schuljahres werde ich wieder hieher kommen, und dich dann mit nach Hause nehmen. Ich hoffe du werdest mir den Rest meiner alten Tage noch recht angenehm machen.“

Die Tante hätte Klara freilich gern für immer bey sich behalten; indeß wollte und konnte sie gegen den Wunsch des Vaters nichts einwenden. Klärchen aber zählte Tage und Stunden, bis ihr Vater sie abholen würde.

Da trat eines Morgens der Briefträger mit einem schwarz gesiegelten Briefe herein. Die Adresse an die Frau Burk war von der Hand des Pfarrers zu Eschenbach. Klara erblaßte, und eine traurige Ahndung machte sie beben. Mit zitternder Hand überreichte sie den Brief der Tante. Die Tante öffnete den Brief und las ihn. Klarens Vater war nach einem kurzen Krankenlager gestorben. Klara war vor Schmerz und Jammer fast außer sich.

Die Tante tröstete sie. „Gott habe ihn selig! sagte sie; er war ein frommer, rechtschaffener Mann, und ist nun bey deiner seligen Mutter im Himmel; wenn wir fromm und christlich leben, kommen wir auch dorthin und sehen einstens Beide wieder.“ Allein Klara weinte und schluchzte unaufhörlich; ihre lieblichen Augen waren von Thränen ganz roth und geschwollen. Sie konnte weder essen, noch schlafen.

Am andern Morgen, als Klara mehrmal ausrief: „Ach ich arme, arme Waise ohne Vater und Mutter!“ sprach die Tante: „Ich nehme dich nun an Kindesstatt an, liebes Klärchen, und werde eine gerichtliche Urkunde darüber ausstellen lassen. Mein Haus, mein Laden und Alles, was ich habe, soll dein seyn.“

„Ach, sagte Klara, daran habe ich noch gar nicht gedacht, daß mein Vater mir nur ein geringes Vermögen hinterläßt. Was mich so tief betrübt, ist einzig der Ver-

lust eines so guten, liebevollen Vaters! Der größte Reichthum, ja ein Königreich kann ihn mir nicht mehr ersetzen. Ich wünsche nun in dieser Welt nichts mehr als zu sterben, und zu meiner guten Mutter, und meinem lieben Vater in den Himmel zu kommen.“

VI.

Einige Tage, nachdem Klara die Trauernachricht von dem Tode ihres Vaters erhalten hatte, mußte sie einige Putzarbeiten zu Frau von Hügel tragen. Diese Frau war eine sehr ehrwürdige Wittwe. Ihr Mann war fürstlicher Oberamtmann auf dem Lande gewesen, und vor einem halben Jahre gestorben. Sie war bald nach dessen Tod mit ihrer Tochter Julie, einem sehr liebenswürdigen Fräulein von Klarens Alter, in die Stadt gezogen, und lebte hier von ihrem Wittwengehalt. Klara war schon einige Male mit Putzwaaren dort gewesen, und die Frau hatte allemal sehr freundlich mit ihr geredet. Da Klara dießmal ganz schwarz gekleidet kam, und ihre Miene voll unbeschreiblicher Wehmuth war, fragte die Frau, warum Klara Trauerkleider trage? Klara brach in Thränen aus, und sagte, daß ihr Vater gestorben sey, und schon früherhin ihre Mutter. Frau von Hügel fragte weiter, woher Klara sey, und wer ihre Aeltern gewesen. Klara sagte es.

„Gott im Himmel,“ rief die Frau, „deine Mutter habe ich ja recht gut gekannt! Sie hat, da ich noch bey meinen Aeltern war, in unserm Hause ge-

dient. Ach, so ist sie schon so frühe gestorben! Sie war eine gute, edle Seele. Auch deinen Vater habe ich gekannt; er kam in Amtsgeschäften öfter in unser Haus. Er war ein sehr rechtschaffener Mann. Nun, Beide haben es jetzt im Himmel besser als wir! Wir wollen hier auf Erden so leben, daß wir auch einst dorthin kommen mögen.«

Fräulein Julie nahm an Klarens Jammer, die schmerzlich weinte, den herzlichsten Antheil; ihr Schmerz über den Verlust ihres eigenen Vaters wurde erneuert. Auch sie fing an von Herzen zu weinen, und auch der Mutter standen Thränen in den Augen. Alle drey waren sehr gerührt.

Gemeinschaftliches Leiden stiftete eine Art Freundschaft zwischen ihnen. Da überdieß Frau von Hügel und Julie aus Klarens Erzählung ihren hellen Verstand und ihre edles Herz, ihre Frömmigkeit, ihre Liebe zu ihren Aeltern, ihren Sinn für alles Gute erkannten, so gewannen sie das edle Mädchen, wiewohl sie sich kaum eine halbe Stunde aufhalten durfte, doch sehr lieb. Klara mußte versprechen, Sonntags nach dem nachmittägigen Gottesdienste, sie zu besuchen, und kam sehr vergnügt nach Hause.

Klara ging Sonntags hin und wurde sehr gütig aufgenommen und bewirthet. Sie mußte von ihrer Mutter erzählen, was sie gern und mit Lebhaftigkeit that. Julie zeigte Klärchen ihre Arbeiten, ihre Bücher. Sie setzte sich an das Klavier und spielte mit vieler Fertigkeit; hierauf sang sie ein schönes Lied. Klara kannte es, und sang mit. Julie verwunderte sich

über Klarens vortreffliche Stimme. Klara mußte Julien versprechen, jeden Sonntag zu kommen. Beide sangen dann zusammen, bald ein geistliches, bald ein weltliches Lied. Oder Julie las aus ihrem kleinen, aber auserlesenen Vorrathe von Büchern vor, in denen Belehrung und Unterhaltung sehr glücklich vereint waren. Klara hörte mit Entzücken zu. Sie zeigte das lebhafteste Gefühl für alles Gute und Schöne. Bey rührenden Stellen glänzten Thränen in ihren Augen; wo ein witziger Einfall vorkam, faßte sie ihn schnell auf, und konnte recht von Herzen lachen. Sie unterhielten sich sehr gut.

Julie bat ihre Mutter, Klaren nun auch Arbeit im Hause zu geben, um sie länger bey sich zu haben — uno Klara brachte oft zwey bis drey Tage nach einander bey Julie zu. Während der Arbeit und bey Tische, wo Klara miteſſen durfte, wußte die Mutter immer sehr viel Schönes und Nützliches zu erzählen. Da verflossen die Stunden sehr schnell. Klärchen schätzte sich sehr glücklich, in dem Umgange mit einer so weisen, gütigen Frau und dem vortrefflichen Julchen so vieles zu lernen. Sie fühlte sich immer besser und im Guten gestärkt, wenn sie von ihnen nach Hause ging. Auch die Base war sehr erfreut, daß Klara, wenn sie nach Hause kam, immer so viel Angenehmes zu erzählen wußte.

Klara ging nun jeden Abend, auch wenn sie keine Arbeit dort hatte, sobald sie zu Hause Feierstunde gemacht hatte, zu Julchen, und blieb, bis man das Licht anzündete. Sie dankte Gott, der sie an Julie

eine so theure, liebenswürdige Freundin hatte finden lassen. Sie ward über den Tod ihres Vaters nach und nach getröstet, und erlangte wieder ihre vorige Heiterkeit.

VII.

Klara erreichte nunmehr ihr achtzehntes Jahr. Ihre wirklich ungemeine Schönheit, ihre Freundlichkeit, ihr ungekünsteltes Betragen, ihre Artigkeit, und die Heiterkeit eines Herzens voll Unschuld, die ihr aus den Augen leuchtete, zog vieler Augen auf sie.

Eines Tages kamen zwey Fräulein in den Laden, die Töchter des Wechselherrn von Winnig, der sich hatte adeln lassen und für sehr reich galt. Jede der Fräulein kaufte Taffet zu einem Kleide. Sie fanden den Preis des schönen Taffets gar nicht zu hoch, sagten, Frau Burk solle den vollen Betrag in den Jahreskonto bringen, und baten sie, zu erlauben, daß Klara auf ein paar Tage zu ihnen in das Haus kommen dürfe, und ihnen die Kleider machen helfe. Die Base gestattete dieses sehr gern. Klara ging den andern Morgen hin. Beide Fräulein begrüßten sie sehr freundlich. Man setzte sich um den Arbeitstisch. Allein die zwey Fräulein arbeiteten wenig. Sie erzählten unter der Arbeit, die sie nur als Zeitvertreib behandelten, allerley Stadtneuigkeiten, die zum Theil nicht fein waren. Sie wußten sich über die Thorheiten der Menschen sehr lustig zu machen; es wurde viel gelacht.

Nach einer Weile kam der Herr Bruder der

Fräulein. Er war sehr angenehm von Gestalt, nach der neuesten Mode gekleidet, wußte über Alles mit Leichtigkeit zu sprechen, und Jedermann etwas Artiges zu sagen. „Was für einen Engel habt ihr da in eurer Gesellschaft!“ rief er, und setzte sich zu ihnen. Er überhäufte Klara mit Schmeicheleien. So viel Artiges hatte ihr noch Niemand gesagt. Obwohl ihr nicht Alles gefiel, was er sagte, so gefielen ihr doch seine Schmeicheleien sehr wohl. Seine schöne Gestalt, sein Witz, seine Beredsamkeit machten in den Augen des unerfahrnen Klärchens alle seine Fehler wieder gut. Der junge Eduard war bald ihr einziger Gedanke. Sie träumte wohl gar, der junge Herr wolle sie heirathen. Sie kleidete sich nun viel zierlicher und kam auf die Einladungen ihrer zwey neuen Freundinnen öfter in dieses Haus, und vernachläßigte ihre liebe, treue Freundin Julie und ging selten mehr zu ihr.

VIII.

Frau von Hügel vernahm mit Schmerzen, daß Klara jenes Haus besuche. Sie zitterte für Klarens Unschuld, Ehre und Lebensglück. Sie wußte, daß die beiden Fräulein, deren Mutter nicht mehr lebte, nicht im besten Rufe standen, daß aber besonders der junge Herr von Winnig, so artig er sich auch zu geberden wußte, ein schlechter Mensch und ein listiger Verführer der Unschuld sey.

Die Schwestern begünstigten die Ausschweifungen des Bruders, und halfen noch dazu, weil auch er

ihre Leichtfertigkeit übersah, oder blos darüber scherzte. Der alte Herr von Winnig war zwar nach seiner Weise ein guter Mann; allein blind gegen die Fehler seiner Kinder. Er saß den Tag hindurch bey seinen Handlungsbüchern, rechnete und zählte Geld; und abends ging er, auf zwey oder drey Stunden in Gesellschaft, wo er sich mit seinen Freunden bey einem Glas Wein, mit den Zeitungen oder dem Kartenspiel unterhielt, und die Wirthschaft zu Hause gehen ließ, wie sie ging. Es kamen dort immer mehrere lustige junge Leute zusammen, und unterhielten sich mit allerley Spielen, Musik und Tanz.

Die edle Frau von Hügel warnte deßhalb Klärchen mit der wohlmeynendsten Redlichkeit. „Mein liebstes Klärchen, sprach sie unter anderm, du kannst schon noch glücklich werden, wenn du so fromm, und tugendhaft bleibst, als du schön bist.“

„Ein solches liebliches Gesichtchen ist wohl eine Gabe Gottes, und immerhin Dankes werth. Allein bey dem Allem ist es dennoch nicht nur ein sehr hinfälliges, sondern auch ein sehr gefährliches Geschenk. Du hältst es für das größte Glück, schön zu seyn; sey vorsichtig, sonst kann es das allergrößte Unglück für dich werden. Du kleidest dich all zu prächtig! Es ist wohl schön und lobenswerth, wenn man nett und reinlich gekleidet einhergeht. Allein sich über Stand und Vermögen kleiden, das ist nicht recht, und setzt ein Mädchen in den Augen vernünftiger Menschen nur herab. Wer sich von Allen gern Schmeicheleien sagen läßt, wird am Ende von Keinem

geachtet. Ein hübsches, geputztes, lustiges Mädchen, wenn es nichts weiters ist, mag man wohl einmal zum Tanze führen; aber sie zum Altare zu führen, wird sich ein vernünftiger Mann bedenken. Gott fürchten, fromm seyn, fleißig arbeiten, still und eingezogen leben — macht eine Jungfrau angenehm vor Gott und Menschen, und ziert sie mehr als Gold und Perlen. Für eine solche sorgt Gott, damit sie eine gute Versorgung bekomme, und beschert ihr Glück und Segen. — Es gilt auch da, wie überall: „Die Gottseligkeit ist zu allem nütze, und hat die Verheißung dieses und des künftigen Lebens.“ Leichtfertigkeit aber, Tanzlust, Gefallsucht machen elend an Leib und Seele, und stürzen in zeitliches und ewiges Verderben. Du hast da zwey Wege vor dir — einen, der anfangs etwas rauh seyn mag, aber zum Heile führt — den andern, der anfangs mit Blumen bestreut scheint, aber in einen Abgrund führt. Du magst nun von diesen zwey Wegen wählen, was für einen du willst, so wirst du — denke an mich! — am Ende jedes Wort, das ich dir sagte, wahr finden; deine eigene Erfahrung wird es bestätigen.“

Julie, die dabei stand, hatte helle Thränen in den Augen. Sie faßte Klärchen's Hand und sagte: „Ach liebste Freundin! Du hast so viel Gutes — Verstand, Gefühl, — eine gute Erziehung, eine schöne Gestalt; o wie würde es mich schmerzen, wenn du unglücklich werden solltest. Laß uns Beide den weisen Lehren meiner Mutter Gehör geben.“

Klara ward sehr gerührt, und versprach, so gute, treue Ermahnungen nicht unbefolgt zu lassen.

IX.

Klara kam sehr nachdenkend nach Hause, und faßte, während sie in dem Laden bey ihrer Arbeit saß, die besten Vorsätze. Sie machte, weil es Samstag war, etwas früher Feierabend, und wollte eben den Laden schließen. Da trat noch der junge Herr von Winnig herein, kaufte für seine Schwestern Ball-Handschuhe und sagte: „Morgen, meine schöne Freundin, ist ein großes Fest. Der neue Tanzsaal in dem englischen Park, eine Stunde von hier, wird eingeweiht. Meine Schwestern fahren Morgens sogleich nach dem Gottesdienste dahin, und lassen Sie dazu einladen. Wir speißen draußen zu Mittag, dann wird getanzt, und Abends noch ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt. Daß ich bey einer solchen Feierlichkeit nicht fehlen dürfe, versteht sich. Noch viel weniger dürfen Sie fehlen. Sie werden die schönste Zierde, ja die Königin des Festes seyn. Nehmen Sie hier dieses Bouquet frischer Rosen, das ich hier vor die Brust gesteckt habe; — es sey Ihnen ein Unterpfand, daß ich den Tanz mit Ihnen eröffnen werde. Die schönen rothen Rosen sind ein Sinnbild der Freude. Sie, meine theuerste Freundin, werden gewiß viele Freude haben."

Klara nahm die Rosen, und versprach zu kommen. Bey dem Abendessen bat Klara ihre Tante um die Erlaubniß, morgen mit den zwey Fräulein

von Winnig eine Spazierfahrt machen zu dürfen. Die Tante erlaubte es mit Vergnügen. Die gute Frau verstand sich zwar sehr gut darauf, Seidenwaaren und feine Spitzen zu beurtheilen; aber die Menschen kannte sie nicht. Was man von dem jungen Herrn und seinen Fräulein Schwestern sagte, hielt sie für eitle Klatscherey, weil die zwey Fräulein immer bey ihr einkauften. Es schmeichelte ihr, Klara, ihre junge Base, so geehrt zu sehen. Sie zweifelte gar nicht, Herr von Winnig werde das schöne Mädchen heirathen. „Warum denn nicht? sagte sie. Die Kammerjungfer der zwey Fräulein, die gestern mehrere Ellen Band bey mir kaufte, sagte mir ja im größten Vertrauen: „Mamsell Klara wird, wenn sie nur will, unsere gnädige Frau.“

X.

Der folgende Morgen war sehr schön und wolkenlos, und versprach den herrlichsten Sonntag. Klara war schon sehr früh aufgestanden, und brachte wohl eine Stunde vor dem Spiegel zu, ihre reichen dunkeln Locken zu ordnen, und mit einer Schnur großer Glanzperlen zu durchschlingen, und die neuen, goldenen Ohrenringe einzufügen. Sie kleidete sich sonntäglich, um die Kirche zu besuchen, legte aber ihr schönstes Musselinkleid zurecht, um bey der heutigen Lustfahrt damit zu prangen.

Auf dem Wege zur Kirche gesellte sich Julchen zu ihr. „Ach, liebstes, liebstes Klärchen, sagte Julie,

sollte es denn wirklich wahr seyn, daß du deinen Vorsatz so schnell geändert, und heute schon wieder zum Tanze gehen wollest? Thu doch das nicht! O du liebe Freundin, wie wäre es so Schade um dich, wenn du ein Opfer des Leichtsinnes werden solltest! Der Hang zu diesen eiteln Vergnügungen bringt dich um jene edleren Freuden, die ein Vorgeschmack des Himmels sind. Die wilden Tänze, die aus schlechten Schenken nun in die Tanzsäle der Vornehmen übergegangen sind, raubten schon manchem Mädchen die Gesundheit des Leibes und der Seele. Glaube auch den luftigen Versicherungen dieses jungen Herrn von Windig nicht. Sie gleichen den glänzenden Glasperlen, die du da im Haare hast — die nicht ächt und sehr zerbrechlich sind. Dieser Herr von Winnig, heirathet kein Mädchen, die ohne Vergleich weniger Vermögen hat, als er. Denn obwohl deine Tante dir Haus und Laden überlassen will, so hält er im Vergleich mit sich dich dennoch für arm. Er hat keine edle Absichten. Ihm ist es nur um Zeitvertreib. Ach, laß dich doch warnen, liebstes Klärchen! Du bist wahrlich in Gefahr, auf dem Wege, den du gehst, Unschuld und Ehre zu verlieren, und dich für dein ganzes Leben in unermeßlichen Jammer zu stürzen.«

Klara antwortete verdrießlich: »Eduard ist nicht so schlecht, als ihr denkt. Er ist wohl der edelste seines Geschlechtes. Ich habe ihm einmal mein Wort gegeben, mit in den Park zu fahren, und kann es nun nicht mehr zurücknehmen. Doch mit diesen Gesprächen versäumen wir nur den Gottesdienst, und

kommen zu spät.“ Sie verließ Julie und eilte voraus.

In der Kirche war Klara sehr zerstreut, und ihr Geist war nicht zugegen. Nach beendigtem Gottesdienste begab sie sich sehr eilfertig nach Hause, zog das feine, weiße Kleid an, blendender als Schnee, setzte einen rosenfarbenen Tafethut auf, und wollte nur noch die Rosen vor die Brust stecken, die Herr von Winnig ihr verehrt hatte. Sie hatte die Rosen in dem Nebenzimmer, wo es kühler war, in frisches Wasser gestellt. Allein indem sie eilig in das Zimmer trat und den Arm ausstreckte, das Sträuschen zu nehmen, blieb sie plötzlich wie vom Blitze getroffen, stehen, und zog den ausgestreckten Arm erschrocken zurück. Anstatt der rothen Rosen, die sie dahingestellt hatte, erblickte sie weiße Rosen. Sie hatte, seitdem sie das letzte Mal am Grabe ihrer Mutter geweint hatte, keine weißen Rosen mehr gesehen. Sie wußte nicht, ob sie wache oder träume, und ihr ward seltsam zu Muthe. Es war ihr nicht anders, als stünde sie am Grabe ihrer Mutter. Die letzten Ermahnungen ihrer sterbenden Mutter, die Reden ihres verstorbenen Vaters am Grabe der Mutter, die guten Vorsätze, die sie dort gefaßt hatte, kamen ihr in diesem Augenblicke mit Einem Male wieder zu Sinne. „Ach Gott,“ sprach sie, „mir ist es, als hörte ich die Stimme meiner geliebten Mutter mir aus dem Grabe zurufen: „Klara, bewahre deine Unschuld!“ als wiederholte mein ehrwürdiger Vater mir die ernsten Worte, die er mir dort am Grabe der

Mutter und noch beim Abschiede gesagt hat: „Klara, bewahre deine Seele!“ „Ach, du gute Mutter, du lieber Vater — ich habe eure Ermahnungen schlecht befolgt!“ Sie fing an zu weinen, und reichliche Thränen flossen über ihre schreckenblassen Wangen.

In diesem Augenblicke kam Julie herbey, die sich, ohne daß Klara es merkte, in dem Nebenzimmer verborgen hatte. „O Julie!“ rief Klara, und eilte mit nassen Augen und offenen Armen auf sie zu. „Du bist mein guter Engel. Du hast mir diese weißen Rosen hieher gestellt, mich zu warnen. Du weißt aus meiner Jugendgeschichte, welchen Eindruck der Anblick weißer Rosen auf mich machen müsse. O mehr als alle Worte sprechen diese Blumen zu meinem Herzen! Ich war sehr eitel, thöricht und leichtsinnig! Kannst du mir verzeihen? O vergieb mir — ich will mich gewiß befleißen, deine mir so unbeschreiblich theure Freundschaft aufs neue zu verdienen. Ja, du bist eine wahre Freundin — immer sagtest du mir die Wahrheit, auch da ich sie nicht hören wollte, und als ich gar kein Ohr mehr dafür hatte, war deine Liebe sinnrich genug, durch diese weißen Blumen zu meinen Augen zu sprechen, und so ein neues Mittel zu finden, mich zu erschüttern.“

Julie fiel ihr weinend um den Hals. „O in diesem Augenblicke,“ sprach sie, „bist du meine Freundin, wie zuvor. Ja, wir wollen uns aufs neue die Hand reichen, und Hand in Hand den Pfad der Tugend gehen. Rein und fleckenlos seyen unsre beiden Herzen — wie diese zwey weißen Rosen, so werden

die Freuden, deren Sinnbild ihre rothen Schwesterblumen sind, uns nicht ausbleiben.„ Sie nahm das Paar weiße Rosen, steckte Klara die Eine, und sich die Andere vor die Brust und sagte: „Jede weiße Rose erinnert uns künftig an diesen Bund.“ — Und Gott blickte segnend auf dieses Freundschaftsbündniß herab.

Klara legte die Ballkleidung ab, nahm die Glasperlen aus ihren Haaren, zog ihre gewöhnlichen Sonntagskleider an, und beide Mädchen eilten zu Juliens Mutter. Die edle Frau war über Juliens sinnreichen Einfall und über Klarens Sinnesänderung hoch erfreut, und umarmte mit mütterlicher Zärtlichkeit Beide als ihre Kinder. Klara ehrte die Frau von Hügel als ihre zweite Mutter, gehorchte ihr mit kindlicher Ehrfurcht, besuchte sie täglich und arbeitete manche Woche dort. Klara und Julchen liebten sich wie Schwestern, und waren nur Eine Seele und Ein Herz.

Die Tante fand dieses Alles sehr gut; indeß wollte es ihr doch nicht gefallen, daß Klara den Umgang mit den Fräulein von Winnig und deren Bruder ganz abbrach. Allein nach einiger Zeit hörte dieses Haus ganz unerwartet zu zahlen auf, wobey viele Menschen großen Verlust litten. Die Schuld an all diesem Unglück schrieb man vorzüglich der schlechten Geschäftsführung des Sohnes und der verschwenderischen Wirthschaft der Töchter zu. Frau Burk war sehr aufgebracht, daß auch sie an diesen Leuten bey hundert Gulden verlor. Indeß war sie doch sehr froh, daß

Klara die Freundschaft mit den leichtfertigen Geschöpfen schon früher aufgegeben hatte. „Frau von Hügel,“ sagte sie, „hat sehr gut gerathen; sie ist in der That eine sehr verständige Frau, und hat mehr Einsicht als ich.“

Klara und Julie wurden wegen ihres edlen, tadellosen Betragens allgemein geschätzt. Die edelsten Jünglinge warben um ihre Hand — und da Klara als Braut zum Altare geführt wurde, trug sie einen Kranz von weißen und rothen Rosen, und Julie trug bald darauf zum Brautkranze eine ähnliche Rosenkrone.

Die zwey Brüder.

I.

Joseph Thann war ein Mann, vor dem Alle, die ihn näher kannten, Hochachtung hatten. Er gehörte zwar nur dem Stande der Tagwerker an. Seine Axt, nebst einem kleinen Ackerfelde und einer Wiese, war all sein Reichthum. Er hatte aber bey einem trefflichen Verstande das edelste Herz. Er war unermüdet fleißig, die lautere Ehrlichkeit und Redlichkeit, wohlwollend und dienstfertig gegen alle Menschen, und in seinem ganzen Betragen ohne allen Tadel. Seine Hausfrau glich ihm an herzlicher Frömmigkeit und Tugend, und Beide lebten, ungeachtet ihrer Armuth, vollkommen zufrieden und in der seligsten Eintracht.

Sie hatten zwey muntere, fähige Knaben. Die größte Angelegenheit der guten Aeltern war, diese ihre Kinder fromm und christlich zu erziehen. Als die zarten Knäblein kaum noch reden konnten, dachten Vater und Mutter schon darauf, so viel zu ersparen und zurückzulegen, als zu dem Schulgelde und zu Erlernung eines Handwerkes nothwendig seyn werde. Der Vater stand daher eine Stunde früher auf, und

machte eine Stunde später Feierabend. Er ging, sobald sich die Tageshelle zeigte, mit Axt und Säge in den Wald, und arbeitete unermüdet und im Schweiße seines Angesichts, bis die Sonne untergegangen war. Er gewöhnte sich das Tabakrauchen ab; anstatt zum Bier zu gehen, begnügte er sich mit Wasser oder einer Schüssel Milch. Die Mutter wußte die Haushaltung sehr gut und mit kluger Sparsamkeit zu führen, arbeitete bey den Bäuerinnen des Dorfes im Taglohne, und gab nie einen Heller für unnöthigen Putz aus. Viele Weiber und Mädchen im Dorfe machten die Tracht der Städterinnen nach, kleideten sich weit über ihren Stand, schafften sich Alles an, was neu aufkam, und lachten über sie. Sie achtete aber nicht darauf, und blieb bey ihrer einfachen, alterthümlichen Tracht.

Als die zwey Knaben bereits ein paar Jahre in die Schule gegangen waren, da wurde der Vater krank, und konnte viele Wochen lang nichts mehr verdienen. Die Mutter jammerte sehr, daß der kleine Vorrath von Lebensmitteln zu Ende ging, und auch ihre Baarschaft sehr zusammen schmolz. Der Vater war nur darüber bekümmert, daß er das Schulgeld nicht bezahlen könne. Die Mutter meynte, die Knaben könnten einstweilen aus der Schule bleiben, bis der Vater wieder etwas verdienen könne. „Nein,“ sagte der Vater, „lieber wollte ich meinen Sonntagsrock verkaufen, als das zugeben. Geh' zum Lehrer, und bitt' ihn, Geduld zu haben, bis ich wieder gesund werde und wieder arbeiten kann.“

Die Mutter ging hin, und bat ihn mit weinenden Augen. Der Lehrer war ein sehr guter, liebreicher Mann. „Gute Mutter," sprach er, „weinet nicht! Ich will Eure Kinder unentgeltlich unterrichten. Sie machen mir mehr Freude, als Mühe; sie sind eine Zierde meiner Schule. Sie lernen so fleißig, daß sie auch andern Schulkindern Lust dazu machen. Ich nehme von Euch keine Bezahlung mehr an. Ihr müsset aber Niemanden davon sagen; denn viele Leute, die das Schulgeld gar wohl bezahlen können, würden sonst verlangen, ich soll es ihnen auch erlassen. Grüßt mir Euren Mann; ich wünsche, daß der liebe Gott ihn bald wieder gesund werden lasse."

Der Vater war über diese gute Nachricht sehr erfreut. Sobald er wieder ausgehen konnte, ging er zum Lehrer, dankte ihm, daß er die Knaben so lange umsonst unterrichtet habe, versicherte ihn aber, künftig das Schulgeld richtig zu erlegen. „Laßt es gut seyn, sagte der Lehrer; Ihr seyd ein armer Mann, und habt Euren Lohn, den Ihr mit saurem Schweiße verdienen müsset, selbst höchst nothwendig; ich kann das Schulgeld leichter entbehren. Schafft Euch dafür nahrhafte Speisen an, damit Ihr wieder zu Kräften kommet und Gott sey mit Euch. — Es ist übrigens sehr schön, daß Ihr, als ein armer Mann, so viel auf die Erziehung und den Unterricht Eurer Kinder zu verwenden bereit seyd. Denkt an mich, Ihr werdet an ihnen Freude erleben."

Der Vater war indeß immer darauf bedacht, dem guten Lehrer, der, ohne dafür bezahlt zu werden,

die beiden armen Kinder so treu und eifrig unterrichtete, als die reichsten, doch wenigstens irgend ein Geschenk zu machen. „Was fang ich doch an?“ sagte er einmal. Künftige Woche ist der Geburtstag des Lehrers. Die meisten Aeltern schenken ihm da etwas zum Geburtstage, obwohl sie das Schulgeld bezahlen. Wie viel mehr hätte ich Ursache, ihm ein hübsches Geschenk zu machen! Allein mit meiner Holzaxt läßt sich freilich nicht so viel verdienen, als mein dankbares Herz wünschte. Einen treuen, fleißigen Lehrer kann man nicht genug ehren. Seine Treue und sein Fleiß sind mehr werth als Gold.“

II

Die beiden Knaben wurden außer den Schulstunden fleißig zu allerley kleinen Geschäften angehalten, die ihren Kräften angemessen waren. Im Frühlinge sammelten sie Veilchen und Schlüsselblumen, grünen Ackersalat und junge Hopfensprossen, im Sommer Erdbeeren und Himbeeren, im Herbste Dornschlehen und Hagebutten, auch mußten sie besonders im Winter fleißig spinnen, so wie die Mutter, wenn sie nicht im Taglohne zu arbeiten bestellt war, Jahr aus und Jahr ein, unablässig spann. Wenn die Mutter dann das gesponnene Garn jeden Wochenmarkt in die Stadt trug, so nahm sie auch das mit, was die emsigen Knaben in Feld und Wald gesammelt hatten, und erlöste immer einige Groschen.

Eine Stunde von dem Dorfe Waldau, wo die

Knaben wohnten, befand sich eine Glashütte, für die der Vater das ganze Jahr hindurch Holz zu spalten hatte. Der Besitzer der Glashütte, Herr Flint, war ein sehr reicher Mann. Die Knaben trugen von ihren Erdbeeren und Himbeeren am liebsten dahin, weil der freigebige Herr oder seine edle Frau das Körbchen voll Beeren immer zwey oder dreyfach bezahlten.

Eines Tages kam nun Johannes, der ältere Knabe, mit einem Körbchen voll Erdbeeren wieder dahin. Während Frau Flint die Erdbeeren in eine flache Schüssel von Porzellan ausleerte, trat Herr Flint mit einem Briefe in der Hand eilig in das Zimmer, riß die hohen Glasthüren eines Wandkasten auf, in dem er die schönsten geschliffenen Trinkgläser zum Verkaufe aufbewahrte, nahm ein kostbares Krystallglas heraus, und rief verdrießlich: „Das ist ein verwünschter Streich!“

Die Frau sagte: „Was hast du denn?“ „Ach,“ sagte er, „der Engländer, Herr Arthur Benjamin Clark, hat dieß Glas da mit den Anfangsbuchstaben seines Namens bestellt, und nun läßt er es wieder abstellen. Der Lord, schreibt der Gastwirth, bey dem er wohnte, habe plötzlich abreisen müssen, und nach London dürfe man ihm das Glas nicht nachschicken. Was fange ich nun mit dem herrlichen Glase an? Es kann mir nun zehn Jahre dastehen, bis Jemand kommt, auf den die drey Anfangsbuchstaben passen.“

„Es sind gerade die ersten drey Buchstaben im ABC,“ sagte der kleine Johannes.

„Das ist eben recht einfältig,“ sprach Herr Flint, „ich möchte das Glas in Stücke schlagen.“

„Ey,“ sagte Johannes, „schenken Sie es lieber mir! Ich will Ihnen dafür den ganzen Sommer hindurch die Erdbeeren und Himbeeren umsonst liefern, und so das schöne Glas abverdienen!“

„Bist du toll, Knabe!“ rief der Herr. „Ein so kostbares Glas taugt nicht in deine arme Hütte.“

„Ich wünschte das schöne Glas nicht für mich zu haben,“ sagte Johannes. „Ich würde es unserm Herrn Lehrer zu seinem Geburtstage verehren.“

„Du meinest wohl,“ sprach Herr Flint, „weil ihm das ABC, das er den Bauernkindern einprägen muß, so viel zu schaffen macht?“

„Nein,“ sprach Johannes, „nicht deßwegen, sondern weil die drey Buchstaben A B C gerade die Anfangsbuchstaben seines Namens sind. Er heißt August Benedikt Christlieb.“

„Das ist ein herrlicher Einfall von dem Knaben,“ rief die Frau, und klatschte in die Hände. „Schenke ihm also das Glas. Er ist ein sehr verständiger, wackerer Knabe.“

„Du hast Recht!“ sprach der Herr. „Mir wäre der Gedanke nicht eingefallen. Nun, weißt du was, Johann? Ich und meine Frau schätzen den trefflichen Herrn Lehrer sehr hoch. Er hat ehemals unsern, leider! zu frühe verstorbenen Kindern, zu unsrer großen Zufriedenheit, besondere Lehrstunden gegeben. Ich möchte um Alles in der Welt den edlen Mann nicht um die Freude bringen, die du ihm zu machen ge-

denkst. Ich schenke dir das Glas, aber unter der Bedingung, daß du es ihm gewiß, als ein Geschenk zu seinem Geburtstage überreichest.«

Der Herr nahm aus der untern Schublade des Kastens ein zierliches Futteral von grünem Safian mit goldenen Verzierungen, verschloß das Glas darein, das genau hineinpaßte, und gab es dem Knaben. Johannes küßte dem Herrn und der Frau die Hand, und lief mit dem herrlichen Geschenke voll Freude nach Hause.

Die Mutter saß, wie gewöhnlich, an ihrem Spinnrädlein. „Sieh doch, Mutter, rief er, was ich da für ein wunderschönes Glas aus der Glashütte bringe! Das giebt ein prächtiges Geschenk zu dem Geburtstage des Herrn Lehrers.«

„Ums Himmelswillen, rief die Mutter, was denkst du, daß du eine so kostbare Waare ausnimmst? Wir können das Geld in unserm Leben nicht bezahlen. Es ist sechs bis acht Kronenthaler werth; ich sah schon dergleichen Gläser verkaufen. Den Augenblick trag das Glas wieder hin, und bitte den Herrn Flint um Verzeihung wegen deines Unverstandes.«

Johannes erzählte aber, wie er zu dem Glase gekommen, und die Mutter war nun voll Freude.

Als es bereits dunkel war, kehrte der Vater mit Jakob, dem andern Knaben, der ihm das Mittagessen in den Wald hinausgetragen hatte, zurück nach Hause. Johannes sprang ihnen sogleich voll Freude entgegen und rief: „O kommt doch, und seht, was für ein

prächtiges Glas mir Herr Flint geschenkt hat, das ich nun dem Herrn Lehrer verehren werde.«

»Das wird den Herrn Lehrer freuen!« sagte Jakob. »Mich freut es noch mehr!« sprach der Vater, und ließ sich von dem Knaben erzählen, wie Herr Flint auf den Gedanken gekommen sey, ihm ein so kostbares Geschenk zu machen, und trat in die dunkle Stube.

Die Mutter zündete sogleich ein Licht an, damit der Vater das schöne Glas beschauen könne. »Es ist das reinste Krystallglas, sagte der Vater, das ich je gesehen habe. Die drey Buchstaben sind so kunstreich eingeschliffen, als wären sie aus Diamanten zusammen gesetzt. Auch der Kranz von Eichenlaub, der sie umgiebt, ist wunderschön. Das ganze Glas ist ein Meisterstück von geschliffener Arbeit.«

»Und seht nur,« rief Jakob, »wie es schon bey dem Scheine des kleinen Oellichtes alle Farben des Regenbogens spielt! Wie herrlich wird es erst im Glanze der Sonne funkeln!«

»Es ist eine Pracht!« sagte der Vater. Der Herr Lehrer wird so verwundert als erfreut seyn. Ich armer Mann habe mir schon lange den Kopf zerbrochen, und die Sorge nagte mir am Herzen, wie wir dem guten Herrn Lehrer seine viele Mühe doch auch ein wenig vergelten könnten! Nun hat mir der liebe Gott auch diese Sorge vom Herzen genommen. Er sorgt doch für Alles! Das ärmste paar Knaben in der Schule wird nun sicher dem Lehrer das reichste Geschenk überreichen.«

Die Mutter kaufte, auf dem Wochenmarkte in der Stadt, für etliche Kreuzer ein Teller von Steingut. In ihrem kleinen Gärtchen am Hause hatte sie einige Blumen, besonders noch schöne rothe Ranunkeln, die in diesem Jahre vorzüglich gerathen waren. Sie flocht am Morgen des erfreulichen Geburtstages einen Blumenkranz, legte den Kranz, dem die dunkelrothen, gefüllten Ranunkeln zur großen Zierde dienten, auf das weiße, reine Teller, und stellte das Glas in die Mitte des Kranzes, damit die Knaben es dem Lehrer so überreichten. Beide Knaben stritten darum, wer das Glas tragen dürfe. „Ich habe es geschenkt bekommen, sagte Johannes; mir gebührt die Ehre, es zu überbringen.“ „Ja, was soll dann ich tragen?“ sagte Jakob mit Thränen in den Augen. „Du darfst das schöne, grüne, vergoldete Futteral tragen!“ sagte die Mutter, und damit gab sich der Kleine zufrieden.

Der Lehrer erschrak anfangs, als er das prächtige Glas erblickte. „Es freut mich zwar, sprach er, daß ihr so dankbar seyd; allein es thut mir in der Seele weh, daß eure armen Aeltern sich in so große Kosten versetzt haben.“

„Das Glas kostete uns keinen Heller!“ sagte Johannes, und erzählte, wie es mit dem Glase gegangen. Nun heiterte sich das wehmüthige Gesicht des Lehrers auf, und glänzte von Freude. Er bewunderte das Glas, freute sich der eingeschliffenen Buchstaben, hielt das Glas gegen das Licht, und sagte: „O wie hell und rein! — Ein heller Verstand und ein reines Herz ist mehr werth, als das größte Glück auf

Erden, das so zerbrechlich ist als Glas. Daran soll mich dieses schöne Andenken immer erinnern. Diese zwey Wörtchen: „Hell und rein!“ waren immer mein Wahlspruch. „Hell und rein!“ sey auch ferner das Ziel, wornach ich, ihr zwey Knaben und alle meine Schüler und Schülerinnen beständig streben sollen. Ihr wißt ja den schönen Reim auswendig:

Lieber Gott, laß hell und rein
Aller Menschen Seele seyn!

III.

Herr Flint hatte durch den thätigen Betrieb seiner Glashütte und seiner vielen übrigen Handelsgeschäfte seinen Reichthum sehr vermehrt. Er kaufte das Schloß Waldau mit der dazu gehörigen Herrschaft, und wurde nunmehr Herr von Flint auf Waldau genannt. Das Dorf, von dem das Schloß den Namen hatte, war der bedeutendste Ort der Herrschaft.

Herr von Flint war ein so verständiger, als wohlthätiger Mann. Er machte in seiner neuen Herrschaft manche gute Einrichtung. Unter vielem Andern richtete er seine Aufmerksamkeit besonders auf die Schule. Eines Tages im Winter, da es heftig schneite und stürmte, kam er ganz unerwartet in die Schule. Der Herr Pfarrer, der die Schule täglich besuchte, war eben zugegen, und die Kinder sangen gerade ein Winterliedchen. Alle Kinder erhoben sich ehrerbietig. Herr von Flint grüßte zuerst den Herrn Pfarrer und den Herrn Lehrer, und dann die Kinder sehr freund-

lich. Er bezeigte seine Freude über den Gesang, und ließ das Liedchen noch einmal singen. Hierauf ging er von Bank zu Bank, redete mit den Kindern, fragte nach den Namen ihrer Aeltern, die er meistens kannte, und erkundigte sich nach deren Wohlseyn. Als er den Johannes und den Jakob Thann erblickte, lächelte er, und sagte zu ihnen: „Wir sind schon alte Bekannte; ihr seyd ja meine kleinen Erdbeer- und Himbeerlieferanten. — Doch, nun möchte ich auch hören, was ihr Kinder gelernt habt. Legen Sie ihnen, mein lieber Herr Pfarrer, einmal einige Fragen aus dem Religionsunterrichte vor.“ Der Herr Pfarrer fragte bald dieses, bald jenes Kind, und die Kinder antworteten trefflich.

Die Kinder mußten nun lesen. Sie lasen nicht nur sehr richtig, sondern auch deutlich und mit Ausdruck; nicht so in einem singenden Tone, wie man aufzusagen pflegt, sondern so lebhaft und natürlich, wie man spricht, und im Gespräche seine Verwunderung, seine Freude, seinen Unwillen oder andere Empfindungen auszudrücken pflegt.

Während die Kinder lasen, nahm Herr von Flint die Schriften, die auf dem Tische lagen, in die Hand, und durchsah sie. „Mit eurer Kunst im Schönschreiben, sprach er, bin ich sehr wohl zufrieden; nun möchte ich aber auch sehen, wie es mit dem Rechtschreiben steht. Ich will euch einige Reimen diktiren, die ich noch aus meinen Kinderjahren im Gedächtniß behalten habe. Schreibt einmal an die schwarze Tafel.“ Er bezeichnete vier Knaben, die aus den Bän-

ken hervor treten sollten. „Nun schreibt, sagte er; aber jeder nur eine Zeile.“ Er sprach ihnen die Worte langsam und deutlich vor, und sie schrieben:

Unschuld und Freude
Sind innig verwandt,
Es knüpfet sie beide
Ein himmlisches Band.

Die Knaben hatten die Reimen ganz ohne Fehler geschrieben.

Nun mußten auch vier Mädchen schreiben. „Du, Katharina, sprach er zur kleinsten unter ihnen, die aber sehr geschickt war, fang an, und ihr übrigen fahrt dann fort:

Dem kleinen Veilchen gleich,
Das im Verborgnen blüht,
Sey immer fromm und gut,
Auch wenn es niemand sieht.

Auch die Mädchen schrieben sehr fertig und zierlich, und beinahe ohne einen Fehler.

„Jetzt, sprach Herr von Flint, will ich einmal versuchen, ob es mir auch so gut gelingt. Du Johannes Thann, gieb mir einmal einen Reim an; du wirst wohl einen auswendig wissen?“ Johannes bildete sich nicht wenig darauf ein, dem gnädigen Herrn diktiren zu dürfen; dieser aber schrieb mit Vorsatz äußerst fehlerhaft. Die Kinder merkten sogleich, daß er nur scherze, und fingen an zu lachen. Bey manchem neuen Fehler riefen sie: „Oh, oh!“ und lachten aufs neue. „Nun, sprach er, da ihr es bes-

ser wisset, so durchstreicht einmal die fehlerhaften Buchstaben. Jedes von euch aber nur einen. Da ist die Kreide! Jedes der Kinder, so wie ihr der Reihe nach hier in den Bänken sitzt, trete vor und bringe seinen Strich an.“ Die Kinder bezeichneten jeden Fehler richtig mit einem Striche, und sagten zugleich, warum es gefehlt sey.

„Nun wohl, sprach er; du Jakob Thann, schreibe unter die unrichtig geschriebenen zwey Zeilen nun den Reim so, wie er geschrieben seyn soll!“ — und Jakob schrieb den Reim ganz richtig ins Reine:

Gott ist die lautre Lieb' und Güte,
Lieb' Ihn mit freudigem Gemüthe!

„Nun möchte ich, sprach Herr von Flint, wissen, ob ihr auch rechnen könnet?“ Die Kinder mußten zuerst einige Beispiele aus dem Kopfe berechnen. Sie thaten es zu seiner Verwunderung sehr schnell und immer ganz richtig. Hierauf ließ er sie einige Aufgaben an der Tafel berechnen, und fand an ihrer Fertigkeit ganz ungemeines Vergnügen.

„Aber jetzt noch Eins! sprach er. Dort an der Wand hängt, wie ich sehe, eine Landkarte; ich kann aber nicht recht sehen, von welchem Lande.“ „Von Deutschland!“ riefen die Kinder. „Das kann ich kaum glauben, sprach er. Sollte Deutschland so aussehen? Ich sehe ja nirgends Berg und Thal, keinen Baum; kein Haus, keinen Kirchthurm. „Darum ist es kein Gemälde, kein Bild,“ sagte Johannes. „Wenn man Deutschland mit seinen Bergen und Thä-

lern, Wäldern und Feldern, Städten und Dörfern so im Kleinen abmahlen könnte, das müßte unvergleichlich schön anzusehen seyn! Allein das Blatt da ist blos eine Karte, ein Grundriß.“

„Sowohl, sprach Herr von Flint; allein was ist denn eigentlich eine Landkarte, und was kann man darauf sehen? Wißt ihr das?“

Der Herr Pfarrer sprach: „Sie wissen wohl gar eine kleine Landkarte zu entwerfen.“ Der Lehrer machte in die Mitte der Tafel einen Punkt und sprach: „Wir nehmen an, hier liege das Schloß Waldau. Wo liegt nun wohl das Dorf Waldau?“

Ein Knabe bezeichnete die Stelle mit einem Punkt. „Von dem Schlosse bis zum Dorfe ist eine Viertelstunde, sagte der Lehrer. Wo und wie weit entfernt wird nun wohl die Glashütte anzudeuten seyn?“ — „Hier rechts!“ sagte Jakob, und setzte den Punkt viermal so weit von dem Dorfe Waldau, als das Schloß davon entfernt war. Der Lehrer ließ nun die Stellen andeuten, wo die Weiler Forstheim und Anweiler, die Aumühle, der Auhof und die übrigen Orte der Herrschaft lagen. „Aber eins haben wir noch vergessen, sagte der Pfarrer, das Jägerhaus; ich will also den Punkt rechts hieher setzen.“ „O nicht doch! riefen alle Kinder. Das liegt ja auf der entgegengesetzten Seite der Glashütte, aber dem Dorfe um eine Viertelstunde näher. Hieher links muß der Punkt kommen.“

„Du, Johannes! sprach nun Herr von Flint, du warst schon öfters in der Stadt; bezeichne die Stelle,

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

wo sie liegt.“ „Das geht nicht an, sagte Johannes; die Stadt ist fast drey Stunden von hier entfernt; es ist dazu kein Raum mehr auf der Tafel.“ „Könntest du, fragte Herr von Flint nicht wenigstens die Straße andeuten, die dahin geht?“ Johannes zog durch die ganze Tafel zwey feine gerade Linien, die Landstraße zu bezeichnen, die durch die Herrschaft nach der Stadt führt.

Der Herr Pfarrer sagte: „Du, Jakob könntest du nicht auch den Bach bemerken, der an unserm Dorfe vorbeifließt?“ Jakob zog eine schlängelnde Linie von einem Ende der Tafel zum andern, an der Glashütte, zwischen dem Schlosse und Dorfe, und an der Aumühle vorbey, und bezeichnete mit zweifachen kleinen Querstrichen die Brücken, und mit einfachen Strichlein die Stege an, die darüber gingen.

„Aber, sprach Herr von Flint, wenn jemand in die Schule hereinkäme, so würde er nicht wissen, was ihr da Alles gemacht habt. Wer könnte wissen, was alle die wenig bemerkbaren Punkte bedeuten sollen?“ Die Knaben umgaben nun die Punkte, damit sie deutlicher in die Augen fielen, mit Ringchen, und schrieben überall die Namen bey: Schloß Waldau, Dorf Waldau, Anweiler, Glashütte und so die übrigen Namen.

„Schön, sagte Herr von Flint; man sieht nun wohl, wie die Orte heißen, und daß sie mehr oder weniger von Waldau, eurem Wohnorte, entfernt sind. Man sieht aber nicht, wie viel diese Entfernungen betragen — ob es zum Beispiel bis zur Glashütte eine halbe oder ganze Stunde sey. Wüßtest du wohl,

Johannes, wie das anzuzeigen wäre?“ „O ja! sagte Johannes, mit einem Meilenzeiger.“ Er zog unten an der Tafel eine gerade Linie und sprach: „Sie deutet eine Länge von einer Meile oder zwey Stunden an.“ Er theilte sie mit kleinen Querstrichen, um die Entfernungen von halben und ganzen Wegestunden anzudeuten. „Da kann man nun leicht abnehmen, sagte er, wie weit ein Ort vom andern entfernt sey.“ Es gefiel dem Herrn von Flint sehr wohl, daß die Kinder eine so artige Karte von seiner Herrschaft entwerfen konnten.

Der Lehrer machte von dieser kleinen Karte nun die Anwendung auf die Karte von Deutschland. Er nahm sie von der Wand, und hängte sie an die schwarze Tafel. Aus dem bloßen Anblicke der Karte konnten die Kinder angeben, aus welchen Königreichen, Herzogthümern und Fürstenthümern Deutschland bestehe, welches deren Gränzen und Hauptstädte seyen. Sie nannten die vorzüglichsten Flüsse Deutschlands, und die daran liegende Städte. Sie konnten sagen, nach welcher der vier Weltgegenden sie reisen müßten, um von Waldau nach München, Stuttgart oder Karlsruhe, nach Wien, Dresden oder Berlin zu wandern, und durch welche Städte sie kommen würden. Mit Hülfe des Meilenzeigers und eines Zirkels wußten sie auch die Entfernungen dieser Städte von einander zu finden. Was man auf der Karte nicht sehen kann, hatte der Lehrer ihnen mündlich gesagt, wie viele Einwohner und welche Merkwürdigkeiten jede der bedeutendern Städte habe, welche Gewerbe da blühen, was jedes Land her=

vorbringe. Er fragte die Kinder nun darüber, und sie beantworteten auch diese Fragen sehr gut.

Herr von Flint fragte, ob die Kinder auch etwas von der Naturkunde und Naturgeschichte gelernt hätten? „So viel, sprach der Herr Pfarrer, als sich bey der beschränkten Zeit und ohne eigentliches Lehrbuch lehren ließ. Ich habe da meine eigene Ansicht, und benützte die heilige Schrift dazu, von der die Kinder einen Auszug in Händen haben.“

„Nun, sagte Herr von Flint, da möchte ich doch hören, wie Sie das gemacht haben?“ Der Pfarrer sprach: „Die Bibel ist die beste Auslegung der Natur; die Worte Gottes verbreiten das schönste Licht über die Werke Gottes. Sogleich die Geschichte von Erschaffung der Welt ist ein großes, lebendiges Gemälde Himmels und der Erde; es giebt uns einen umfassenden Ueberblick von Licht und Luft, Wasser und Land, von Sonne, Mond und Sternen, von Gras, Kräutern und Bäumen, von Landthieren, Vögeln, Fischen und den übrigen Thieren. Wie herrlich zeigt die Schöpfungsgeschichte, in welchem Verhältnisse der Mensch zu seinem Schöpfer und der ganzen Schöpfung stehe? Der Mensch ward nach Gottes Ebenbild geschaffen, und die Erde mit Allem, was darauf ist, ihm unterworfen. Dem ersten Menschen wurden Baumfrüchte zur Nahrung angewiesen und ihm die Thiere vorgeführt. Dann zeigt die heilige Schrift weiter, wie die Menschen das Feld bauten, Thiere zähmten oder jagten, das Eisen und die Metalle bearbeiteten, und sich so die ganze Erde unterthan machten.

Wie viel Lehrreiches kann ein weiser Lehrer über das Alles vorbringen! In der heiligen Schrift kommen unzählige Fingerzeige vor, wie wir die einzelnen Werke Gottes, den Menschen und die Pflanzen und Thiere, betrachten sollen.“ Welch ein tiefer Sinn liegt in dem Ausspruche: „Der das Auge gebildet hat, sollte Er nicht sehen? Der das Ohr gepflanzt hat, sollte Er nicht hören? Wie lieblich sind die Worte Jesu: Betrachtet die Lilien des Feldes! Betrachtet die Vögel unter dem Himmel!“ Wie schön ist die Auslegung, die Er selbst davon macht! — Sogar zur Ameise werden wir in die Schule geschickt, um Weisheit zu lernen.“

„Und welche schöne Gleichnisse hat Christus der Herr von Allem, sowohl dem Größten als Kleinsten in der Natur, hergenommen — zum Beispiele von einem Getreidkörnlein?“ Der Pfarrer stellte an die Kinder zuerst einige Fragen über das, was wir an einem Getreidkörnlein mit Augen wahrnehmen, und wie wir die Weisheit, Allmacht und Güte Gottes daran bewundern können. Er wußte sie durch Fragen sehr geschickt darauf zu leiten, daß Halm und Aehre, die aus dem Körnlein hervorkommen, schon auf eine wunderbare, höchst kunstreiche Weise darin verborgen seyn müsse; daß ein einziges Körnlein eine unausdenkliche, nicht zu berechnende Menge von Körnern hervorbringen könne, und wie diese gewaltige, sich immer erneuende Kraft von der Allmacht Gottes zeuge; daß diese Wunder der Weisheit und Allmacht Gottes uns zugleich seine große Güte verkünden, indem durch die kleinen,

unansehnlichen Getreidkörnlein Millionen von Menschen sich nähren und ihr zeitliches Leben erhalten. Der Pfarrer fragte hierauf die Kinder, welches die schönen Gleichnisse Jesu seyen, die Er von einem Samenkörnlein hergenommen; wie wir daran lernen sollen, was wir zu thun haben, damit Gottes Wort in unserm Herzen wurzle und Früchte bringe und wir das ewige Leben erlangen; und daß uns das Weizenkörnlein auch ein Sinnbild sey von Tod und Leben, Grab und Auferstehung.

„Das Alles ist freilich besser, lehrreicher und bildender, sagte Herr von Flint, als die Namenverzeichnisse von Pflanzen und Thieren, worauf sich die Elementarschulen auf dem Lande meistens beschränken müssen, was aber den Namen einer Naturgeschichte nicht verdient.“

„Bey dieser Veranlassung, sagte er weiter, fällt mir eine Antwort ein, die einmal in einer Prüfung ein Kind gegeben, und die mir sehr wohl gefiel. Nachdem viel gefragt worden, über die drey Reiche der Natur, das Mineralreich, das Pflanzenreich und das Thierreich, wurde gefragt: „In welches Reich gehört nun der Mensch?“ Ein Kind antwortete: „In das Himmelreich.“ Darauf sollte sich auch in der That aller Unterricht beziehen.“

Herr von Flint lobte nun den Lehrer, bezeigte den Kindern seine Zufriedenheit und ermunterte sie zu fernerem Fleiße. „Ich weiß wohl, sprach er, daß der Herr Pfarrer euch öfter beschenkt, um euch noch mehr Lust zum Lernen zu machen. Er hat aus seinem großen Baumgarten manchen schönen Korb voll Aepfel,

Birnen oder Pflaumen hieher bringen lassen, und sie unter euch vertheilt. Gegenwärtig habe ich nichts bey mir, was ich euch geben könnte; allein bey der nächsten Schulprüfung werde ich den fleißigsten Schüler und Schülerinnen schöne Bücher als Preise austheilen lassen.« Er hatte bemerkt, daß einige Kinder zwar reinlich, aber sehr dürftig gekleidet, und wirklich sehr arm seyen. Daher fügte er noch bey: »Ueberdieß werde ich die ärmsten Kinder, die sich durch Fleiß und Wohlverhalten auszeichnen, neu kleiden lassen und den armen Knaben, die ein Handwerk lernen wollen, einen Beitrag zum Lehrgelde, den Mädchen aber zu ihrer künftigen Ausfertigung geben.«

Die Kinder kamen voll Freude nach Hause, und erzählten den Aeltern, daß der gnädige Herr in die Schule gekommen sey, und wie er sie gelobt, und was für schöne Versprechungen er ihnen gemacht habe. Die Kinder besuchten die Schule mit neuem Eifer, und lernten noch viel fleißiger, als zuvor. Auch Johannes und Jakob erzählten zu Hause, was der gnädige Herr in der Schule gesagt habe. »Das wäre ein großes Glück,« sagte die Mutter, »wenn ihr zur Belohnung eures Fleißes bessere Kleider und einen Beitrag zum Lehrgelde erhalten könntet.« Die Mutter drang bisher sehr darauf, daß die zwey Knaben den ganzen Winter hindurch abends fleißig spannen, und sah es nicht gern, wenn sie bey den Büchern saßen, oder schrieben, rechneten, oder auswendig lernten. Jetzt aber ließ sie es gern geschehen und sagte: »Wenn es euch gelingt, die versprochenen Preise zu

erhalten, so haben wir mehr Nutzen davon, als ihr mit Spinnen verdienen könnet.« »Und wenn sie,« sprach der Vater, »auch keinen Preis erhielten, so brächte das Lernen ihnen für ihr ganzes künftiges Leben dennoch mehr Nutzen, als die wenigen Groschen, die sie den Winter hindurch mit Spinnen verdienen könnten.«

IV.

Herr von Flint hatte den Herrn Pfarrer aus der Schule in das Pfarrhaus begleitet. Er war über den guten Zustand der Schule höchst vergnügt, und sprach zu ihm: »Mein lieber Herr Pfarrer! Die nächste Schulprüfung wollen wir etwas feierlicher halten, als es bisher geschehen. Ich wünschte, daß alle Aeltern dabey zugegen seyen. Allein in der Schulstube ist nicht Raum dazu. Ich denke, Sie werden nichts dagegen haben, die Prüfung in der Kirche zu halten.«

»Ganz und gar nichts,« sagte der würdige Pfarrer. »Kirche und Schule sind mit einander nahe, ja innig verwandt. Aller Unterricht, der in der Schule ertheilt wird, muß sich, so viel nur immer möglich, auf Religion beziehen, wenn er etwas taugen soll. — Was nun die öffentliche Prüfung betrifft, so ist es nicht mehr als billig, daß den Aeltern öffentlich dargelegt werde, wie ihre Kinder unterrichtet worden, und was die Kinder gelernt haben. Nur meyne ich, blos die oberste Klasse sollte öffentlich geprüft werden; die Prüfung der untern Klassen sollte blos in der Schule, in Beiseyn der Ortsvorstände statt haben. Die Prüfung würde

sonst zu lange währen, die Zuhörer ermüden und ihnen lange Weile machen. Die mittlere Klasse kommt dann im nächsten Jahre, und die untere Klasse im darauf folgenden Jahre an die Reihe. So werden dennoch alle Kinder öffentlich geprüft.“ Herr von Flint fand diese Bemerkung gut, und war ganz damit einverstanden.

Zum Tage der Prüfung wurde der erste May bestimmt. Herr von Flint lud einige adelige Herren und Frauen, auch die Beamten aus der Nachbarschaft ein; der Pfarrer die benachbarten Geistlichen, und der Schullehrer die Schullehrer der Gegend. An dem Sonntag zuvor verkündete der Pfarrer von der Kanzel Tag und Stunde der bevorstehenden Prüfung, und ermahnte die Aeltern aufs freundlichste, dabey zu erscheinen.

Die Kirche wurde zu diesem Kinderfeste sehr freundlich ausgeziert. Herr von Flint hatte ein schönes Gemälde, den göttlichen Kinderfreund in Mitte der Kinder und Mütter vorstellend, mahlen lassen. Das Bild war zu einem Geschenke für die Schule bestimmt, und sollte bey der Schulprüfung das erste Mal Kinder und Aeltern erfreuen und erbauen. Zu Herrn von Flints Bedauern war der goldene Rahmen dazu nicht fertig geworden; allein Frau von Flint sorgte für einen Rahmen von Frühlingsblumen und frischem Grün, darin sich das Bild wohl noch lieblicher ausnahm, als in einem Rahmen von Gold. Das Bild wurde auf dem Hochaltare aufgestellt, und zu beiden Seiten mehrere blühende Blumenstöcke aus dem herr-

schaftlichen Glashause, die in voller Blüthe standen. Beide Wände zunächst am Altare wurden, wie an einem hohen Festtage, mit schönen, karmosinrothen Tapeten bekleidet, womit die Frau von Flint, sogleich nach der Besitznahme der Herrschaft, die Kirche beschenkt hatte. An den Tapeten wurden die Schriftproben der Kinder, lauter schöne Sprüche aus der heiligen Schrift enthaltend, mit Stecknadeln angeheftet, und die weißen Blätter auf dem schönen rothen Grund fielen schon von weitem sehr schön ins Auge. Aus dem Schlosse und dem Pfarrhause hatte man eine Reihe von Sesseln für die vornehmeren Gäste in die Kirche gebracht. Davor stand ein Tisch, mit einem farbigen Teppiche bedeckt. Die Lesebücher lagen darauf, und die Schreibhefte der Kinder, worin Muster von Conten, Quittungen, Empfangscheinen, Geschäftsbriefen und dergleichen enthalten waren. Auch sah man auf dem Tische die prächtig gebundenen Preisbücher in schimmernder Reihe aufgestellt.

Die Aeltern, die erwachsenen Jünglinge und Jungfrauen, ja die ganze Pfarrgemeinde hatten sich zur bestimmten Stunde in der Kirche eingefunden. Die Gutsherrschaft und die benachbarten Adeligen, Beamten und Geistlichen befanden sich im Pfarrhause, die Schullehrer in dem Schulhause. Mit dem Glockenschlag zwey Uhr zogen die Schulkinder, alle festlich gekleidet in schönster Ordnung aus der Schule in die Kirche. Alle fremde Gäste folgten ihnen.

Die Prüfung wurde mit einem frommen Gebethliede eröffnet. Eine Abschrift davon, von den Schülern

geschrieben, wurde den ansehnlichsten Gästen ausgetheilt. Sämmtliche Kinder sangen sehr lieblich und mit Andacht. Hierauf hielt der Pfarrer eine kleine Anrede. Er nahm von dem lieblichen Bilde des göttlichen Kinderfreundes Gelegenheit, den Aeltern die angenehme Pflicht, ihre Kinder gut zu erziehen, an das Herz zu legen. Nach der Anrede, fragte der Pfarrer, und bald dieser, bald jener der anwesenden Geistlichen, die Kinder aus dem Religionsunterrichte. Die Kinder, nicht alle zusammen, sondern nur das Kind, das gefragt wurde, antworteten vortrefflich. Wenn eines oder das andere, was aber selten geschah, stockte, so erhoben alle, die antworten zu können meynten, den Finger, und der Lehrer nannte dasjenige, welches antworten sollte.

Nach dem Religionsunterrichte wurde gelesen. Es wurde den Anwesenden frey gestellt zu bestimmen, welcher Abschnitt gelesen werden solle. Zuerst las die untere, dann die obere Abtheilung der Klasse; die minder geübten Kinder machten den Anfang und die geübtesten den Schluß. So wurde die Aufmerksamkeit der Zuhörer immer erhalten und ihre Zufriedenheit stieg immer höher. Wann auch hie und da ein Kind ein Wort nicht ganz richtig las, so wurde der Fehler von dem Lehrer nicht gerügt. „Denn jetzt,“ sagte er, „sind die Kinder da, zu zeigen, was sie gelernt haben, nicht um zu lernen. Auch würde der Tadel sie nur erschrecken, und einschüchtern, und sie erst stottern machen. Die Anwesenden werden übrigens die Lesefehler schon von selbst bemerken, ohne daß

man sie darauf aufmerksam mache.« Die Kinder lasen mit lauter, doch nicht schreiender Stimme, so schön und deutlich, daß es fast Jedermann in der Kirche verstand und darüber verwundert und erfreut war.

Schon bevor die untere Abtheilung zu lesen anfing, hatte der Lehrer die verehrten Schulfreunde ersucht, den Schülern der oberen Abtheilung ein Thema zu einem Briefe aufzugeben. Herr von Flint gab ihnen auf: „Ein Kind, daß in diesem Jahre aus der Schule austritt, dankt dem Lehrer für den erhaltenen Unterricht.« Nachdem das Lesen aus dem Buche geendet war, mußten die Kinder ihre verfaßten Briefe vorlesen. Alle hatten ihren Dank gegen den Lehrer sehr herzlich ausgedrückt, ja einige Mädchen waren bey dem Lesen ihrer Briefe so gerührt, daß ihnen das Weinen kam, und sie ihr Briefchen kaum zu Ende lesen konnten.

Jetzt kam man zum Rechnen. Auf die Bitte des Lehrers gab einer der anwesenden Beamten ein beliebiges Rechnungsbeispiel auf. Zwey oder drey der Schüler der obern Abtheilung berechneten es auf der großen schwarzen Tafel, die aber so gestellt war, daß die übrigen Kinder, die das Beispiel auf ihren Schiefertafeln berechnen mußten, nicht darauf sehen konnten.

Während diese Abtheilung stillschweigend mit dem schriftlichen Rechnen beschäftiget war, mußte die untere Abtheilung aus dem Kopfe rechnen. Die anwesenden Herren und Frauen wurden ersucht, Beispiele aus dem häuslichen Leben aufzugeben. Die Kinder schrieben die gefundene Zahl in großen, deutlichen Zif-

fern mit der besten weißen Kreide auf ihre reinlich gehaltenen schwarzen Schiefertäfelchen, und hoben dann die Täfelchen mit beiden Händen über den Kopf empor, damit Jedermann sie sehen konnte. Da die zu suchende Zahl immer sehr schnell, manchmal fast augenblicklich zum Vorschein kam und richtig getroffen war, so hatten die Zuschauer kein geringes Vergnügen. Wenn hie und da ein Kind sich verrechnet hatte, und die Zahl mit den übrigen Zahlen nicht übereinstimmte, nannte man, nicht ohne Lächeln, die unrichtige Zahl, und das Kind nahm das Täfelchen äußerst schnell wieder herab. Der herrschaftliche Verwalter, der ein Meister im schriftlichen Rechnen, aber nicht mit allen diesen Rechnungsvortheilen bekannt war, erstaunte über die schnelle und richtige Lösung mancher Aufgabe. Die Kinder mußten allemal erklären, wie sie die Aufgabe gelöst hatten. Er lachte dann und gestand, daß er in dieser Prüfung noch Vieles gelernt habe. „Diese Rechnungsart, sagte er, ist nicht nur eine treffliche Verstandesübung; man kann auch im Hause und auf dem Markte guten Gebrauch davon machen.“

Indeß war die obere Abtheilung mit dem schriftlichen Rechnungsbeispiele fertig geworden. Das Beispiel an der Tafel war mit schönen, deutlichen Ziffern geschrieben, und ganz gelungen. Auch die Schiefertafeln, worauf die nämliche Aufgabe mit Schieferstift berechnet war, wurden den Anwesenden herum geboten, und beinahe alle Auflösungen richtig befunden.

Weil die große, schwarze Tafel noch aufgestellt

war, sollten die Kinder noch eine Probe von dem Rechtschreiben geben. Ein alter Pfarrer diktirte auf Ersuchen einen Spruch aus der heiligen Schrift. Es war dieser: „Gott lieben ist die schönste Weisheit; den Herrn fürchten ist die Wurzel der Weisheit; ihre Zweige grünen ewig.“ Der Spruch wurde von den Kindern, und zwar von jedem nur ein Satz oder ein paar Worte, sehr fertig, deutlich und richtig an die Tafel geschrieben.

Nun wurde die Erdbeschreibung vorgenommen. Der Lehrer brachte zuerst eine Karte der Herrschaft Waldau, und heftete sie an die Tafel. Auf dieser Karte waren Schloß, Dorf und die übrigen Orte nicht blos mit Ringchen angedeutet, sondern sehr kenntlich und mit lebhaften Farben gemahlt. Auch die Waldungen und der Bach waren schön grün und blau angedeutet. Diese Karte brauchte wenig Erklärung. Hierauf rollte der Lehrer eine schöne Karte von Deutschland auf. Er wußte so gut zu fragen, und die Kinder wußten so gut zu antworten, daß mancher Landmann, der zuhörte, sich nunmehr eine deutlichere Vorstellung von Deutschland machen konnte, als bisher.

An die Erdbeschreibung schloß der Pfarrer die Naturgeschichte an, in sofern er sie in der Schule zu lehren für gut gefunden hatte. Er fragte die Kinder, an welchen Pflanzen, Thieren und Mineralien diese oder jene Gegend von Deutschland vorzüglich reich sey, und wozu gar Vieles, was das Land hervorbringt, in den Städten verarbeitet, und von mancher weit ent-

fernten Stadt durch den Handel bis in das Dorf, worin die Kinder lebten, gebracht werde. Er durchging hierauf mit den Kindern einige Stellen des 103 (nach andern des 104) Psalms, in dem die Werke Gottes so herrlich dargestellt werden, und den die Kinder auswendig wußten. Der Pfarrer wendete auch auf Deutschland die herrlichen Worte an: „Wie groß, wie viel sind Deine Werke, o Herr! Alle hast Du mit Weisheit geordnet; die ganze Erde ist voll Deiner Güter.“

Nach der Prüfung wurden die Preise vertheilt. Der gnädige Herr überreichte die Preisbücher den Knaben, die gnädige Frau den Mädchen. Die beiden Brüder Johannes und Jakob erhielten, zu großer Freude ihrer Aeltern, die ersten Preise. Der gnädige Herr nannte nun noch jene armen Knaben und Mädchen, die er neu kleiden lassen, und sie auch noch mit Geld beschenken wollte. Auch hier wurden Johannes und Jakob zuerst genannt.

„Es haben aber, sprach Herr von Flint, nicht nur die Kinder für ihren Fleiß Lob und eine Belohnung verdient, sondern ganz vorzüglich der Herr Lehrer. Er überreichte ihm eine Schrift, die nicht blos eine Belobung enthielt, sondern auch eine Belohnung — eine Anweisung auf Getreid und Geld, das er bey dem herrschaftlichen Rentamte zu erheben habe.

Zum Schlusse sangen die Kinder noch ein fröhliches Danklied. Kinder und Aeltern waren hoch erfreut, und viele Mütter und Väter hatten Thränen in den Augen. Die Kinder wurden nun noch in

den Schloßgarten eingeladen, und zogen in schönster Ordnung dahin. Auf einem schönen grünen Platze waren zwey lange Tische errichtet, einer für die Knaben und einer für die Mädchen. Die Tische waren reichlich mit Kuchen und großen Schüsseln voll Backwerk und einigen Flaschen Meth besetzt. Auch prangten darauf einige Körbchen voll schöner Aepfel. Sie waren im vorigen Jahre, auf den Bäumen eben dieses Gartens, im Ueberflusse gewachsen, und hatten sich gehalten, bis die Apfelbäume jetzt wieder zu blühen anfingen. Knaben und Mädchen setzten sich freudig auf die langen Bänke an die Tafel, und ließen es sich sehr wohl schmecken. Es war für die Herrschaft und andere Anwesende eine Lust ihnen zuzusehen. Nachdem die Kinder gegessen und getrunken hatten, sangen sie einige Frühlingslieder, die an dem schönen Frühlingstage und in dem herrlichen Garten voll blühender Bäume sich besonders schön ausnahmen. Einige Lehrer begleiteten den Gesang mit Klarinetten und Waldhörnern. Alle Kinder versicherten: „In unserm ganzen Leben hatten wir noch nie einen so fröhlichen Tag.“ Die Aeltern konnten die gute Schule und die gnädige Herrschaft nicht genug loben und preisen. Es bedurfte keiner Zwangsmittel mehr, die Kinder in die Schule zu nöthigen.

V.

Nachdem die beiden Knaben Johannes und Jakob neu gekleidet waren, zogen auch Vater und Mutter

ihre Sonntagskleider an, und der Vater sagte: „Kinder, laßt uns nun mit einander in das Schloß gehen, und dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau unsern Dank bezeigen.“ Als sie in das Zimmer traten, sagte die Frau in französischer Sprache, um die Kinder nicht eitel zu machen, zu ihrem Gemahl: „Die zwey Knaben sind in der neuen Kleidung noch einmal so hübsch. Der Größere mit seinen dunkeln Haaren gleicht seinem Vater, und der Kleinere der Mutter. In der That, es sind ein paar recht schöne, allerliebste Knaben!“

„Und was noch mehr ist,“ sagte der Herr in eben der Sprache, „sie sind ein paar recht brave, fleißige, gutartige, hoffnungsvolle Knaben. — Wie wäre es, wenn wir ihnen nicht blos einen Beitrag zum Lehrgelde machten, sondern es sogleich ganz bezahlten?“

„Damit bin ich ganz einverstanden,“ sprach die Frau. „Wir wollen die Liebe, die wir zu unsern so frühe verblichenen zwey Söhnen hatten, diesen zwey Knaben, und andern armen Kindern zuwenden. Ich will deßhalb gern auf die goldenen Ohrenringe mit Diamanten, die du mir kaufen willst, Verzicht leisten. Auch habe ich ja ohnehin Schmuck genug; das Geld wird so besser angewandt seyn.“

„Nun, wie steht es,“ sagte hierauf Herr von Flint zu dem Vater: „seyd Ihr nicht gesonnen, Eure zwey wackere Knaben Handwerke lernen zu lassen?“

„Ich bin zwar,“ sagte der Mann, „mit meinem Stande, wiewohl ich, so wie mein seliger Vater, nur

ein Holzhacker bin, vollkommen zufrieden. Da aber der liebe Gott meinen zwey Söhnen gute Talente gegeben hat, so meyne ich freilich, sie könnten Handwerke lernen, wozu mehr Geschicklichkeit als zum Holzhacken gehört, und die auch einträglicher sind.“

„Habt Ihr,“ sprach Herr von Flint, „auch schon darauf gedacht, welche Handwerke Ihr Euren Knaben möchtet lehren lassen? Wozu hätten sie wohl Lust?“

„Mein Johannes da,“ sagte der Vater, „möchte gern ein Schreiner werden. Es befindet sich in der nächsten Stadt ein trefflicher Schreiner, ein gar rechtschaffener, christlicher Mann. Es ist der Meister Blank, der auch schon hier im Schlosse gearbeitet hat. Er kommt zu Zeiten heraus in den Wald, um Holz zu seinen Arbeiten zu kaufen. Ich habe ihm schon so manchen schönen Kirschenbaum ausfindig gemacht und ihm denselben gezeigt. Der Herr Förster schickte einmal den Johannes mit einem Brieflein an ihn in die Stadt. Dem Knaben gefiel es in der Werkstätte sehr wohl, und er will seit der Zeit nichts anders werden, als ein Schreiner. Der Meister wäre auch sehr geneigt, ihn in die Lehre zu nehmen.“

„Nun wohl,“ sprach Herr von Flint; „und was möchte denn Euer jüngerer Sohn, der Jakob, einmal werden?“

„Der,“ sagte der Vater, „hat die größte Lust zum Drechslerhandwerke. Die Mutter schickte ihn einmal mit ihrem schadhaften Spinnrädlein zum Dreher in die Stadt. Der Knabe sah dem Drehen zu, und war über diese sinnreiche Kunst, wie er sie nannte,

ganz erstaunt und entzückt, und sagte zu dem Meister: „Ich möchte nun von der Welt nichts lieber werden, als ein Drechsler.“ Der Meister hatte Freude an dem Knaben, und zeigte Lust, ihn in die Lehre zu nehmen. Auch dieser Meister, den ich hier im Walde kennen gelernt, ist ein sehr braver Mann.“

„Das Alles, was Ihr mir da gesagt habt, ist erwünscht,“ sprach Herr von Flint. „Nun hört einmal! Ich will für die beiden Knaben nicht blos einen Beitrag zum Lehrgelde machen. Ich und meine Frau sind bereit, es ganz zu bezahlen. Davon müßt Ihr aber keinem Menschen etwas sagen. Es muß zur Zeit noch ein Geheimniß bleiben. Dazu habe ich mehrere Gründe. Redet mit den Meistern und macht mit ihnen die Sache, auch wegen des Lehrgeldes richtig.“

Beide Knaben — und die Mutter unter vielen Thränen! — küßten dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau die Hand. „Ich und meine Söhne,“ sagte der Vater, „werden Euren Gnaden, so lange wir leben, für eine so große Wohlthat dankbar seyn, und Gott wird sie Ihnen vergelten.“

Sogleich am folgenden Tage begab sich der Vater mit den beiden Knaben in die Stadt. Beide kamen sogleich in die Lehre. Sie faßten alles sehr gut, griffen jede Arbeit mit Lust an, waren unermüdet fleißig, und wurden sehr geschickt. Sie besuchten auch, so viel es ihre Arbeiten gestatteten, die Gewerbsschule und den Unterricht im Zeichnen, und gehörten auch da unter die ausgezeichnetsten Schüler. Dabey waren sie recht fromme Knaben, willig, wohlgesittet, und

ihre Aufführung war ohne allen Tadel. Ihre Meister hatten Freude an ihnen, und konnten sie nicht genug loben.

Als die beiden Lehrjungen ausgelernt hatten und Gesellen geworden, sagte Johannes zu Jakob: „Du, Bruder, dem gnädigen Herrn, der uns eine so große Wohlthat erwiesen hat, müssen wir doch eine kleine Freude machen. Er ist ein ungemeiner Liebhaber vom Schachspiele. Ich will in den Stunden, in denen ich von Arbeit frey bin, ein recht schönes Schachbrett für ihn verfertigen. Drehe du in deinen Freistunden das Schachspiel dazu. Du hast schon viele Dutzende gemacht; du wirst gewiß ein recht schönes zu Stande bringen.“

„Das ist ein guter Einfall,“ sagte Jakob, das wollen wir thun. Aber für die gnädige Frau sollten wir auch etwas machen. Sie hat Freude am Spinnen. Ich dachte daher schon daran, ihr ein recht hübsches Spinnrädchen von meiner Arbeit zu verehren.“

„Das ist schön! sagte Johannes, das thu; und ich werde für die gnädige Frau ein so niedliches Arbeitstischchen verfertigen, als ich nur immer zu Stande bringen kann.“

Nach einiger Zeit begaben sich Beide mit ihren Arbeiten, die trefflich ausgefallen waren, auf das Schloß. Sie ließen sich zuerst bey dem gnädigen Herrn melden, und wurden sogleich vorgelassen. Sie ließen das Arbeitstischchen und das Spinnrädchen einstweilen in dem Vorzimmer stehen, und traten ehrerbietig in das Zimmer des Herrn von Flint. Johannes hatte das Schachbrett unter dem Arme, und

Jakob hielt die schöngedrehte Kapsel mit dem Schachspiele in der Hand. Johannes führte das Wort und sagte: „Wir beide Brüder kommen, Euren Gnaden eine geringe Probe unserer Arbeiten und einen kleinen Beweis unserer Dankbarkeit zu bringen.“

Der Herr von Flint war sehr freundlich, betrachtete das Schachbrett mit großem Wohlgefallen und sagte: „Das ist ja aus dem schönsten weißen und braunen Holze von Ahorn und Nußbaum, und so schön polirt, daß es glänzt wie ein Spiegel.“ Er legte das Brett auf den Tisch, nahm das Schachspiel aus der Kapsel, und stellte die Schachspielfiguren sogleich auf. „Sie sind unvergleichlich,“ sagte er; „sie sind so schön weiß und schwarz, als wären sie von Elfenbein und Ebenholz, und so fein und zierlich gedreht, daß sie kaum schöner seyn könnten. Es ist doch schön, wenn man etwas gelernt hat! Es macht mir Freude, daß ihr so geschickt geworden. Was doch der Fleiß vermag! Ich hätte nie gedacht, daß ihr mich so reichlich würdet beschenken können. — Aber meiner Frau müsset ihr nun auch eine kleine Arbeit von eurer Hand zum Geschenke machen.“

„Wir haben auch für die gnädige Frau ein paar kleine Geschenke mitgebracht,“ sagte Johannes. „Sie stehen draußen im Vorzimmer.“ Herr von Flint ging sogleich hinaus, und lobte das hübsche Spinnrädchen und das schöne Arbeitstischchen sehr. „Meine Frau wird sich freuen,“ sagte er; „überbringt ihr sogleich die schönen Arbeiten.“ Frau von Flint wurde durch

die schönen Arbeiten überrascht. Sie betrachtete bald das Tischchen, bald das Rädchen mit Entzücken und lobte beides ganz ungemein. „Eure Geschicklichkeit,“ sprach sie, freut mich so sehr, als eure Dankbarkeit. Ein edles Herz und eine geschickte Hand haben den Preis im ganzen Land.“

Jetzt trat Herr von Flint mit seinem Schachbrette und dem Schachspiele in das Zimmer, und sagte zu seiner Gemahlin: „Da sieh einmal, was ich Schönes bekommen habe! Das Geld, das wir an die zwey Jünglinge verwendet haben, war sehr wohl angewendet.“

„Nun werdet ihr euch,“ sprach er zu ihnen, „wohl bald auf die Wanderschaft begeben? Nicht so? Ich finde das sehr nöthig. Denn ich wünschte, geschickte Handwerker in meine Herrschaft zu bekommen.“

Sie sagten, daß sie noch ein Jahr bey ihren Meistern bleiben würden, um sich noch mehr Fertigkeit und Gewandtheit in dem Handwerke zu erwerben, und sich ein Reisegeld zu ersparen; dann aber wollten sie in die Fremde gehen.

„Nun wohl! sprach Herr von Flint. Ich werde mich künftigen Winter mit meiner Frau nach Frankfurt begeben, und dort werde ich für euch Beide die besten Meister ausfindig machen. Ihr sollt weitere Nachricht erhalten. Auch werden wir, was euch an der nöthigen Ausstattung für die Reise dann noch abgehen sollte, euch anschaffen, damit ihr dort mit Anstand erscheinen möget.“

Beide Jünglinge küßten voll der innigsten Dankbarkeit dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau

die Hand, eilten nach Hause und riefen: „Lieber Vater, liebe Mutter! Nun habt Ihr wieder eine große Sorge weniger, die Euch schon lange das Herz schwer gemacht! Die gnädige Herrschaft will uns für die Reise ausstaffiren.“ Vater und Mutter weinten Freudenthränen, dankten Gott, und der Vater sagte: „Wir Alle — ihr, meine Söhne und wir, Eure Aeltern! — wollen täglich zu Gott flehen: „Lieber Gott, segne unsre gute Herrschaft!“

Bevor ein Jahr verfloß, schrieb Herr von Flint seinem Verwalter, die beiden wackern Gesellen sollen sich unverzüglich auf den Weg machen; mit Allem, was sie bedürfen, seyen sie auf herrschaftliche Kosten zu versehen. Der Verwalter begab sich sogleich zu ihnen in die Stadt, um seinem Auftrage gemäß, sie zur Reise auszurüsten, wie es ordentlichen Handwerksburschen geziemt, und ihnen Alles noch Fehlende zu besorgen.

Nach einigen Tagen traten beide rüstige Jünglinge in Reisekleidern, ihre Ränzchen auf dem Rücken und den Wanderstab in der Hand, zu ihren Aeltern in das kleine Stübchen, um Abschied zu nehmen. Am folgenden Tage, der ein Sonntag war, blieben sie. Sie besuchten morgens den Gottesdienst mit besonderer Andacht, um Gott für alle in ihrem Vaterorte genossene Wohlthaten zu danken, und sich in seinen fernern Schutz zu empfehlen. Nach dem Gottesdienste gingen sie zu dem Herrn Pfarrer, auch ihm für alles Gute, das er ihnen erwiesen, ihren Dank zu bezeigen. Der würdige Geistliche gab ihnen noch viele

gute Ermahnungen, schenkte jedem ein ganz vortreffliches kleines Büchlein: „Hundert väterliche Lehren, ein Geschenk für wandernde Handwerksgesellen“ und gab ihnen seinen Segen. Hierauf begaben sie sich zu dem trefflichen Schullehrer, zu dem Verwalter, zu ihren Taufpathen und allen Wohlthätern und Bekannten, die alle ihnen Glück und Segen wünschten. Am folgenden Tage baten Beide, vollkommen reisefertig, nun noch um den väterlichen und mütterlichen Segen. Die Mutter weinte, gab ihnen ihre wenigen zusammen gesparten Groschen, und viele gute Ermahnungen mit auf den Weg. Der Vater sprach: „Ich kann euch nichts geben, als meinen Segen! Vertraut auf Gott, haltet seine Gebote, seyd rechtschaffen und thut nichts Böses — so wird Gott für euch sorgen, und euch nie das Nöthige fehlen lassen.“ Er blickte mit Augen voll Thränen zum Himmel; die Mutter stand schluchzend und mit gefaltenen Händen neben ihm. Beide Söhne knieten nieder — und der Vater sprach: „Der allmächtige Gott segne euch, bewahre euch, und wolle immer mit euch seyn!“ Und Mutter und Söhne sagten: „Amen.“

Die Söhne standen auf, küßten dem Vater und der Mutter die Hände, und dankten ihnen für alle empfangene Wohlthaten, und baten wegen aller ihrer jugendlichen Fehler um Vergebung; ihre Stimme brach, ihre Thränen flossen heftiger, der Schmerz übermannte sie — sie wandten schnell sich um und eilten zur Thüre hinaus.

VI.

Beide Brüder kamen glücklich zu Frankfurt an. Herr von Flint ließ sogleich die zwey Meister rufen, denen sie sehr wohl gefielen, und die sie sogleich mit sich nahmen. Beide Jünglinge erwiesen sich so geschickt und so fleißig, und ihr ganzes Betragen war so gut und ohne allen Tadel, daß ihre Meister sie bald so lieb gewannen, als wären sie ihre Söhne, und sie so gut hielten, wie ein Kind im Hause. Die beiden fleißigen Gesellen bekamen auch so viel Lohn, und waren nach dem Beispiele ihres Vaters so sparsam, daß sie von Zeit zu Zeit ihren Aeltern Geld schicken konnten. Die Aeltern freuten sich über diese kindlichen, dankbaren Gesinnungen ihrer Kinder, und konnten in ihrer Armuth nun sich manches Nöthige anschaffen.

Nach einem paar Jahren aber wurden die liebevollen Aeltern von einer neuen Sorge geängstiget; besonders war die Mutter tief bekümmert. Es war Krieg, und alle Jünglinge, die das zwanzigste Jahr zurück gelegt hatten, wurden einberufen, um das Loos zu ziehen, welche aus ihnen dem Militär sollten eingereiht werden. Unter diesen Jünglingen war nun auch Johannes. Er kam nach Hause, und tröstete voll fröhlichen Muthes seine bekümmerten Aeltern. „Was auch geschehen wird, sagte er, das wollen wir als den Willen Gottes ansehen, und es von Gott annehmen. Ich fürchte mich nicht, Soldat zu werden, und für mein Vaterland zu kämpfen, dem ich

jetzt im Felde nützlicher werden kann, als an meiner Hobelbank.“

Er ging hin, zog das Loos — und ward für dieses Mal frey. Die Offiziere bedauerten, daß ihnen ein so wohlgewachsener, kraftvoller, muthiger Jüngling entging; die Aeltern aber waren hoch erfreut, und dankten Gott, daß ihr lieber Johannes ihnen wieder geschenkt war.

Im folgenden Jahre wurden die Jünglinge von Jakobs Alter einberufen, um aus ihnen die erforderliche Anzahl zum Kriegsdienste durch das Loos auszuheben. Jakob besuchte ein paar Tage vor der Ziehung seine Aeltern. Er war sehr kleinmüthig und verzagt; bey seiner sanften, stillen Gemüthsart war es ihm ein entsetzlicher Gedanke, Soldat zu werden und in den Krieg zu ziehen. Die Mutter suchte, obwohl ihr selbst das Herz bebte, ihm Muth zu machen; auch der Vater versuchte, ihn zu ermuntern. Allein alles Zureden half nichts. Der gute Jüngling war sehr traurig, und es war ihm ganz unbeschreiblich bange. Mit schwerem Herzen ging er hin, das Loos zu ziehen und seine Aeltern versprachen, indessen für ihn zu bethen. Mit bleichem Gesichte kam er zurück und rief: „Nun ists vorbey; ich bin Soldat!“ Die Aeltern bemühten sich vergebens, ihn zu trösten. Es war ein großer Jammer.

In acht Tagen sollte Jakob mit den übrigen Rekruten abgehen. Am Tage vor der Abreise trat plötzlich Johannes in die Stube. „Ich vernahm, sagte er, daß den Bruder Jakob das Loos getroffen habe.

Ich weiß, daß er wenig Neigung hat, Soldat zu werden, und komme nun, anstatt seiner einzutreten.«

Bruder Jakob war im Herzen erfreut, wollte es aber nicht zugeben. »Es ist zu viel, liebster Bruder, sagte er, daß du aus Liebe zu mir so große Beschwerden auf dich nehmen, und dein Leben für mich daran wagen willst.«

»Ich thu' es gern, sprach Johannes; es freut mich, daß ich meine Liebe zu dir — und zu meinem Vaterlande durch die That beweisen kann.« Jakob und beide Aeltern wurden durch diese Großmuth so gerührt, daß sie heiße Thränen vergossen. Sie lobten Johannes über die Massen. Allein er sagte: »Gottlob, ich habe Muth dazu! Dieser Muth ist eine Gabe Gottes, und niemand kann sich ihn selbst geben. Man sollte, was freilich nicht wohl möglich ist, bey Aushebung der Mannschaft nicht blos darauf sehen, ob ein junger Mensch seine geraden Glieder besitze, sondern ob er auch Herz habe. — Nur Eines versprich mir jetzt, lieber Jakob, sagte er zu seinem Bruder. Sorge für unsere lieben Aeltern; gieb ihnen jeden Kreuzer, den du von deinem Lohne ersparen kannst; denn von meinem Solde werde ich wenig erübrigen können. Und sollte ich umkommen im Kriege, so sey du ihre Stütze in ihrem Alter.«

Johannes ging mit seinem Bruder zu dem Offizier, und bat, anstatt seines Bruders angenommen zu werden. Der Offizier freute sich des muthigen, jungen Mannes, und sprach: »Das ist ja vortrefflich, daß du ganz freiwillig deinem Könige und Vaterlan-

de dienen willst. So, wie du, sollten alle denken.« Johannes wurde sogleich in die Liste eingeschrieben, und Jakob entlassen.

Nachdem Johannes hinreichend in den Waffen geübt worden, und nun zu Feld ziehen sollte, nahm er noch von seinen Aeltern Abschied. In einer ganz neuen schimmernden Uniform und mit glänzendem Helme bedeckt, trat er in die Stube, und stand da, als ein schöner, stattlicher Kriegsmann. Die Mutter aber freute sich des Anblicks nicht; sie erschrak, und als er vom Abschiednehmen redete, brach sie in Thränen aus. Er aber sprach: »Weinet nicht, liebste Mutter! Wir stehen überall in Gottes Hand; gegen seinen Willen kann mir kein Haar gekrümmt werden. Wen Er schützt, der ist auf dem Schlachtfelde so sicher, als in seinem Hause. Bethet für mich, und seyd gutes Muths.«

Die Mutter ging in die Kammer, und kam mit einer kleinen Goldmünze wieder heraus. »Sieh, sagte sie, das ist noch der Pathenpfennig, den ich von meiner Taufpathe erhalten habe. Ich trug das Goldstücklein an einem seidenen Bändchen am Halse, als ich noch jünger war. Deßhalb ist ein Oehr, ein kleines Ringlein, daran angelöthet. In meinem verheiratheten Stande habe ich, wenn ich in Geldnoth war, dieses Gold vielmal versetzt, aber das Pfand allemal richtig wieder eingelöset. Gieb es nicht aus, als in der äußersten Noth; entlehne, wenn es je möglich ist, lieber Geld darauf, damit das schöne Goldstücklein nicht in fremde Hände komme. Es ist

mir ein gar zu theures Andenken! Sieh, der heilige Martin ist darauf abgebildet.“

„Richtig, sagte der Sohn; er soll mein Vorbild seyn. Ich will mich bestreben, ein so tapferer Soldat zu seyn, als er gewesen.“ „Wohl, sagte die Mutter, sey aber auch im Kriege so schonend und mildthätig gegen Leidende und Bedrängte, wie er es gewesen.“

„Das will ich, sagte Johannes; da habt Ihr meine Hand darauf. Ich werde dieses Gold zum Andenken an Euch, und zur Erinnerung an den menschenfreundlichen, heldenmüthigen Heiligen an einer seidenen Schnur immer auf meiner Brust tragen“

Als es zum Abschied nehmen kam, brachen beide Aeltern in Thränen aus. Der Sohn tröstete sie mit heiterem Angesichte. Bald fühlte er aber, daß der Abschied auch ihn weichherzig mache, und daß auch ihm das Weinen komme. Da sagte er schnell: „Lebt wohl, Gott sey mit uns!“ und riß sich, um ihnen seine Thränen zu verbergen, von den geliebten Aeltern los. Ihre besten Segenswünsche, und ihr inbrünstiges Gebeth begleitete ihn.

VII.

Johannes schrieb, gemäß seinem Versprechen, seinen Aeltern von Zeit zu Zeit, und seine Briefe enthielten lauter Erfreuliches und Tröstliches. Jakob stand wieder in der nahen Stadt, bey seinem ehema-

ligen Lehrmeister, der ihn darum ersucht hatte, in Arbeit. Am Namensfeste der Mutter kam er heraus aufs Land, ihr Glück zu wünschen. Beide Aeltern waren sehr bekümmert, daß sie von Johannes schon lange keinen Brief mehr erhalten hatten, und klagten ihren Kummer dem Jakob. Jakob sprach aber fröhlich: „Ich bringe einen Brief von ihm, der in einen an mich eingeschlossen war. Er enthält zwar keinen Glückwunsch zu dem heutigen Feste, denn der Brief hat sich, wohl um mehr als drey Monate verspätet. Er wird Euch aber dennoch große Freude machen.“

Jakob las den Brief vor. Johannes schrieb unter anderm: „Liebste Aeltern! Gottlob bin ich noch immer gesund und wohl. Es fielen schon mehrere blutige Gefechte vor. Allein Gott hat mich in Mitte von feindlichen Kugeln und Bajonetten noch immer unverletzt erhalten. Ich habe dieß Eurem frommen Gebethe, liebste Aeltern, vorzüglich Euern Thränengebethen, liebste Mutter zu verdanken. Seyd unbekümmert um mich, und bethet ferner für mich, so wird Gott mich auch ferner schützen.“ In dem Briefe folgten jetzt viele dankbare Erinnerungen, Empfehlungen und Grüße, an den gnädigen Herrn und dessen Frau Gemahlin, an den Herrn Pfarrer, den Herrn Lehrer, den Herrn Verwalter, an Meister Blank und alle seine Wohlthäter und gute Freunde. „Der liebe Gott, hieß es dann weiter im Briefe, hat uns doch immer gute Menschen zugeschickt, die sich unser annahmen. Auch meine Herren Offiziere sind sehr gnä-

dig gegen mich, und denkt nur, liebste Aeltern, so kurz ich noch diene, so bin ich schon Unteroffizier. Auch das habe ich Euch zu danken, weil Ihr mich so fleißig zur Schule geschickt, wo ich nicht nur fertig und deutlich schreiben, sondern auch das, was ich sah und hörte, zu Papier bringen lernte. Man ist daher mit meinen Berichten sehr zufrieden. Auch kommt es mir jetzt gut, daß ich schon in der Schule einen Begriff von Landkarten erhalten habe, und mich auf jeder Karte leicht zurecht finde. Danket mit mir dem lieben Gott, daß Er mich von Kindheit an einen so treuen Lehrer hat finden lassen, und mich bey all den großen Gefahren feindlicher Angriffe, die wir zurück schlugen, bisher in seinen heiligen Schutz genommen. Ich habe das feste Vertrauen zu Ihm, Er werde es ferner thun. Darum seyd gutes Muthes und seyd fröhlich, wie ich es bin.“ Die Aeltern wurden durch diesen Brief sehr aufgeheitert.

Die Mutter eilte nun in die Küche, ein etwas besseres Mittagessen, als gewöhnlich, zu bereiten. Bey Tische redeten alle Drey, gleich angelegentlich und herzlich, noch lange von dem geliebten Johannes. Sie lobten sein Vertrauen auf Gott, seinen kühnen Muth, seine kindliche und brüderliche Liebe. Alle waren, da man viel vom nahen Frieden sprach, voll der süßesten Hoffnung, ihn bald fröhlich und gesund wieder zu sehen.

Jakob hatte in seiner Rocktasche eine Flasche Wein mitgebracht. Der Wein, der den guten, alten Leuten etwas Seltenes war, erheiterte sie noch mehr. Sie

tranken auf die Gesundheit des trefflichen Johannes. „Wir haben doch schon lange keinen so fröhlichen Tag gehabt!“ sagte der Vater. —

Da näherte sich ein Soldat, bleich und abgezehrt, an einer Krücke dem Hause. Die Aeltern meynten, als sie ihn durch das Fenster erblickten, der Soldat sey Johannes, von dem sie eben redeten. Allein als er in die Stube trat, sahen sie, er sey ein Bauernsohn aus einem benachbarten Dorfe. Der wackere Krieger war im Kriege verwundet und im Militärspitale geheilt worden; da man ihn aber zu ferneren Kriegsdiensten unfähig befunden, so hatte man ihn nach Hause entlassen. Eben weil er so blaß und mager geworden, hatten sie ihn nicht sogleich wieder erkannt.

„Ich bringe Euch einen Gruß von Eurem Johannes, sagte er, von unserm Herrn Korporal!“

„Von unserm Johannes!“ riefen alle Drey erfreut. „Nun, geht's ihm gut?“

„Ich denke besser, als es uns auf dieser elenden Welt gehen kann, sprach der Soldat. Er ist als ein tapferer Kriegsheld auf dem Bette der Ehre gestorben.“

Da erschracken alle Drey heftig; die Mutter wollte umsinken. Die Fröhlichkeit war plötzlich in Traurigkeit verwandelt. Sie konnten vor Schrecken lange nicht reden, nur tiefe Seufzer und einzelne Jammerworte stießen sie aus.

Endlich sagte der Vater: „Setzt Euch zu uns, lieber Andreas, und erzählt, wie es ihm ging?“

Andreas setzte sich; die Mutter schenkte ihm, mit

zitternder Hand, den Rest des Weines ein, legte ihm von dem Gebackenen vor, und er erzählte: „Wir wurden von dem Feinde angegriffen, und leisteten ihm tapferen Widerstand. Der Herr Korporal, Euer Johannes, ward von einer Kugel zu Boden gestreckt. Da man nicht wissen konnte, wie das Treffen ausgehen werde, so wollten ich und ein Kamerad ihn in Sicherheit bringen. Wir trugen ihn auf einen nahen Kornacker, auf dem der bereits reife Roggen in hohen Aehren stand. Hier legten wir ihn sanft nieder, und ich suchte das Blut zu stillen. Er erholte sich ein wenig und sagte: „Kehrt zurück in den Streit; mir könnet ihr nun nichts mehr helfen, aber wohl unsern Kameraden, die einen harten Stand haben.“ Es wurde ihm aber sogleich wieder sehr übel. Er sagte zu mir mit schwacher Stimme: „Andreas! da unter meiner Weste trage ich an einer schwarzen, seidenen Schnur ein Goldstücklein. Bring das meiner lieben Mutter! Grüße sie und meinen lieben Vater. Grüße auch meinen Bruder Jakob, und bring ihm diesen meinen letzten Abschiedskuß.“ Er küßte mich mit blutendem Munde, und da er sah, daß er mich blutig gemacht, seufzte er, und sagte: „Bring ihm diesen blutigen Kuß.“ — „Gott sey meiner Seele gnädig!“ sagte er noch, — und verschied. Wir eilten zurück in den Streit. Das Gefecht währte, bis die Nacht einbrach. Wir mußten der Ueberzahl der Feinde weichen, und wurden über eine Stunde weit zurückgetrieben. Am andern Morgen erneuerte der Feind, der indeß noch Verstärkung erhalten hatte, den Kampf

Wir wurden geschlagen, zogen uns aber in guter Ordnung noch weiter zurück. Mich traf eine Kugel in den Fuß, und ich kann seit der Zeit nur mehr an der Krücke gehen. In der Nacht bekam der Hauptmann Befehl, den Kampf aufzugeben, und auf der Stelle in aller Stille abzuziehen. Der Feind hatte nicht nur unser Regiment angegriffen, sondern zu gleicher Zeit alle Stellungen unsers ganzen Heeres. Wir räumten die ganze Gegend.«

Andreas zog jetzt das kleine Goldstück, an der schwarzen Schnur, heraus, und gab es der Mutter. Die Mutter, die bisher bleich und stumm da gesessen war, brach in Thränen aus, als sie das Goldstück erblickte. Sie erzählte, wie sie es ihrem seligen Johannes beim Abschiede gegeben, und wiederholte alle Worte, die sie ihm gesagt hatte.

»Nun, sprach der Soldat, alle diese Worte hat Euer guter Johannes treulich befolgt. Er war sehr tapfer gegen den Feind, und wußte gar nicht, was die Furcht sey; gegen Bürger und Bauern aber, bey denen wir einquartirt wurden, war er immer sehr freundlich und gut. Er sah darauf, daß der Mann erhielt, was ihm gebührte; wer aber zu viel forderte, den wies er zurecht, und schlichtete manchen Zank und Streit. Alle Soldaten liebten ihn; auch bey den Offizieren, sogar bey dem Herrn Oberst, galt er sehr viel. Wenn er noch länger gelebt hätte, hätte er es sicher noch bis zum Offizier gebracht.«

Vater und Mutter dankten dem ehrlichen Krieger für die wiewohl traurige Nachricht, besonders aber,

daß er ihrem lieben Johannes in dessen letzter Stunde so liebreich beigestanden, und die Goldmünze so treulich überbracht habe. Alle weinten. Andreas, der auch Thränen in den Augen hatte, hinkte an seiner Krücke nach Hause. Am untröstlichsten war Jakob. „Ach, seufzte er, der gute Bruder hat sein Leben für mich gegeben!“

VIII.

Der Korporal, Johannes Thann, der tapfere Sohn der guten Aeltern, lebte noch. Er war damals bloß in eine tiefe Ohnmacht gefallen; ein heftiger Krampf hatte ihn so gelähmt, daß er kein Glied, nicht einmal ein Augenlied bewegen konnte. Der Athem schien still zu stehen; man konnte ihn leicht für todt halten. Er mußte lange so da gelegen seyn. Denn als er wieder zu sich selbst kam, war es bereits dunkle Nacht. Der Himmel war voll Sterne; Alles war stille. Man hörte nicht mehr schießen, und auch sonst kein Getümmel der Streitenden. Nur ein kühles Lüftchen bewegte leise die hohen Kornhalme. Der verwundete Krieger versuchte aufzustehen; allein er war zu schwach und kraftlos. Er wollte um Hülfe rufen; aber die Stimme versagte ihm. Da blickte er, wie er so da lag, zum gestirnten Himmel auf, und flehte in seinem Herzen zu Gott um Erbarmen.

„O Du guter, barmherziger Gott! seufzte er; Du siehst mich hier hülflos in meinem Blute liegen! Du hörest mein leises Seufzen, wie wohl ich kein

lautes Wort vorbringen kann! Du erbarmst Dich Aller, die keine andere Zuflucht haben als Dich! Auf Dich setze ich mein ganzes Vertrauen! Keine Menschenseele hat in ihrem Jammer noch vergebens zu Dir gefleht. O erbarme Dich auch meiner, und laß mich in meinem Elende nicht umkommen! Willst Du aber, lieber Vater im Himmel, daß ich ferne von Aeltern — Bruder — Freunden — hier sterbe, so geschehe Dein heiliger Wille! Stehe Du mir bey! Tröste meine Aeltern und meinen Bruder! Vergieb mir um Jesu, Deines geliebten Sohnes willen meine Sünden, und nimm mich auf in Dein Reich!"

Nach einiger Zeit hörte er auf dem Fußwege, der nahe an dem Acker vorbey ging, einen Fußtritt und das Rasseln eines Karren. Es war ein Mann mit einem Schiebkarren, der immer näher kam. Der Korporal brachte mit vieler Anstrengung die Worte hervor: „Hülfe! Hülfe!" Seine Stimme war aber zu schwach. Der Mann hörte sie nicht vor dem Rasseln des Karren. Er wäre vorbey gefahren. Jetzt hielt er aber, um ein wenig auszuruhen, und setzte sich auf den Ackerrain, dicht neben dem Platze, wo der Leidende lag, und vernahm das leise Winseln. Er stand sogleich auf, ging in den Acker hinein, und nach wenigen Schritten, sah er, so viel er bey der Sternhelle wahrnehmen konnte, daß hier ein Mensch liege. Er kniete bey ihm nieder, damit er ihn leichter verstehen möge, und fragte ihn, wer er sey und was ihm fehle? Der Verwundete konnte nur

die zwey Worte hervorbringen. „Soldat“ und „Blessirt!“ „Ach Du mein Gott, wie dauert Ihr mich, sagte der mitleidige Mann, obwohl er noch nicht wußte, ob der Soldat Freund oder Feind sey; ich bin bereit, Euch zu helfen, so gut ich kann!“ Er schob seinen Schiebkarren herbey, verbarg, was darauf war, in dem Korn und lud den Verwundeten, der sehr seufzte, nicht ohne Mühe, und mit vieler Schonung auf den Karren, um ihn mit sich nach Hause zu bringen.

Der Mann, der so viel Mitleid zeigte, war ein armer Landbote, der allerley ländliche Waaren, Hühner, Eier, Butter und dergleichen auf den Wochenmarkt in das nahe Städtchen zu führen pflegte, und dagegen allerley städtische Waaren aus der Stadt zurück brachte. Er wurde heute durch das Gefecht, das in der Gegend vorgefallen war, in der Stadt aufgehalten, und hatte sich erst, nachdem die Streitenden sich entfernt hatten, auf den Rückweg gemacht. Sein Haus lag in einem Waldthale, und war das äußerste, ja wohl das geringste eines kleinen Weilers. Er rief, als er bey der Hausthüre ankam, seine Leute heraus; sein Weib und sein Sohn kamen sogleich mit Licht. Sie hatten das aufrichtigste Mitleid mit dem schimmernd gekleideten, aber todtblassen Soldaten auf dem Schiebkarren. Beide Männer trugen ihn in die Stube, und das Weib leuchtete. Der Vater befahl dem Sohne, augenblicklich in das nächste Dorf zu laufen, und den Landarzt zu rufen. „Auf dem Heimwege, sagte der Vater, kannst du dann die Waaren

mitnehmen, die in dem Kornacker, zunächst dem großen Birnbaume, liegen geblieben. Da eben der Vollmond aufgeht, brauchst du keine Laterne. Lauf aber, was du kannst.«

Die Hausmutter bereitete indeß in der Stube ein Bett und was sonst zum Verbinden der Wunde nöthig seyn möchte. Sie kochte, bis der Chirurg kam, eine Suppe. Der Kranke wollte aber nichts essen, sondern begehrte blos zu trinken. Der dienstfertige Hausvater wollte ihm, zur Stärkung, ein Gläschen Branntwein aufnöthigen; allein der Verwundete wies es mit der Hand zurück, und seufzte: „Wasser, Wasser!“

Der Wundarzt kam, sah die Korporalsuniform, und sagte sehr freundlich: „Grüß Sie Gott, Herr Korporal! Von ganzem Herzen biete ich Ihnen meine ärztliche Hülfe an. Ich bin in meinen jüngern Jahren Feldscheer gewesen, und habe mit Gottes Beistand schon vielen hundert braven Soldaten wieder auf die Beine geholfen.“ Er verband den Korporal, ordnete die Diät an, die er zu beobachten habe, machte ihm die beste Hoffnung, baldiger Genesung, versprach morgen wieder zu kommen und wünschte ihm gute Nacht.

Der Korporal wurde von dem Landarzt so verständig und treulich besorgt, und von den guten Hausleuten so gut und sorgsam verpflegt, daß er bald sich außer Gefahr befand, mit jedem Tage mehr zu Kräften kam, und auch bald den größten Theil des Tages außer Bette zubringen konnte. Sein größter Kummer war nun, wie er den Arzt und seine Hauswirthe

für so viele Mühe und so vielen Aufwand bezahlen wolle. Als der Arzt nunmehr erklärte, der Herr Rekonvaleszent habe keines Arztes mehr nöthig, sagte der Korporal, daß er leider kein Geld habe. Allein der wackere Chirurg sprach: „Obwohl ich jetzt nicht mehr als Feldscheer im Felde dienen kann, so sehe ich es dennoch als meine Pflicht an, verwundete Krieger zu besorgen. Es ist dieß aber auch Christenpflicht. Ein rechtschaffener Arzt soll sich auch armer Leute, von denen er keine Bezahlung hoffen kann, so gut und sorgfältig annehmen, als der reichsten Pazienten. Das fromme, herzliche „Vergelts Gott!“ der Geretteten ist mehr werth, als Geld, und wird auch einmal meinen Kindern mehr Segen bringen.“

Als die Hausfrau Tags darauf wieder eine kräftige Suppe, in der sich eine abgeschlachtete Henne befand, auf den Tisch stellte, sagte der Korporal: „Aber beste Hausmutter, Ihr macht wegen meiner Euch zu große Kosten. Ich habe jetzt keiner so auserlesenen Nahrungsmittel mehr nöthig; und dann bin ich wirklich ohne Geld, und nicht im Stande, Euch Eure Ausgaben zu ersetzen.“

„O dafür ist schon gesorgt, sagte Lene, die Hausfrau. Mit Euch kam der Segen Gottes in unser Haus. Seit Ihr unter unserm Dache seyd, bringen die Bauersleute im Weiler und aus dem nächsten Dorfe uns so viele Hennen, junge Hahnen, Tauben, Eier, Butter, Mehl und Brod, daß Ihr nicht Alles aufzehren könnet. Ich sagte das den Leuten. Allein sie sagten: „Sollten wir Das, was wir umsonst ha-

ben, nicht mit den tapferen Männern theilen, die ihr Blut für uns vergießen?« Ich sagte: »Es sey aber zu viel; es bleibe mehr übrig, als Ihr davon genießet.« Allein sie sagten zu mir: »Nun, was der Herr Korporal nicht nöthig hat, das ist dann für Euch. Esset nur mit ihm. Ihr müsset für Eure Mühe und Versäumniß auch etwas haben.« So sagten sie, obwohl die Mühe, die wir mit Euch haben, nicht der Rede werth ist.«

Der Hausvater sprach: »Ich denke auch immer: Was wir Euch thun, das thun vielleicht andere gutherzige Leute unserm Sohne, der auch Soldat ist, und alle Tage blessirt werden kann, ja vielleicht eben jetzt, da wir von ihm reden, schwer verwundet darniederliegt.«

Der Korporal war endlich so weit hergestellt, daß er, wenn das Wetter schön war, an einem Stabe in dem kleinen Waldthale spazieren gehen konnte. Bald brauchte er den Stock nicht mehr, und fühlte sich so kräftig, daß er darauf dachte, seinen bisherigen freundlichen Aufenthalt zu verlassen, und sich wieder zu seinem Regimente zu begeben. Da vernahm er mit Freude, daß die Deutschen wieder gesiegt, und den Feind überall zurückgedrängt hatten, und nun wieder vorrückten. Sein Regiment zog durch die benachbarte Gegend; er fand sich voll fröhlichen Muthes wieder dabey ein, und wurde, da man ihn für todt gehalten, mit um so größeren Freuden aufgenommen. Da er bey seinem trefflichen Verstande fast täglich Gelegenheit fand, sich eine vorzügliche Kriegskunde zu er-

werden, und sich eben so sehr durch Muth und Tapferkeit auszeichnete, und da viele Offiziere verwundet oder getödtet wurden, so rückte er schnell vor, wurde Offizier und erschwang sich bis zum Hauptmann.

IX.

Der Krieg währte noch mehrere Jahre, und wurde mit abwechselndem Glücke geführt. Die Deutschen wurden wieder weit zurückgedrängt. Endlich machte man Waffenstillstand. Die beiden streitenden Heere quartierten sich, nur ein paar Meilen von einander entfernt, in Städten und Dörfern bey Bürgern und Bauern ein. Der Hauptmann Thann nahm sein Quartier in einer Mühle, dem besten Hause eines kleinen Dorfes. Die gebirgige Gegend umher war ihm fremd. Er hatte sie nie gesehen, und wußte sich auch keine Karte zu verschaffen, worauf die kleineren Städte und die Dörfer verzeichnet waren. Er fand aber die Gegend sehr schön; Felsen und Wald machten sie sehr malerisch. Er blieb einige Wochen da, und ging täglich spazieren.

Eines Morgens machte er sich sehr früh auf den Weg, und bestieg einen fernen Berg, auf dem man eine herrliche Aussicht hatte. Die Gegend jenseits des Berges kam ihm sehr bekannt vor. Es schien ihm, je aufmerksamer er sie betrachtete, einige Dörfer schon einmal gesehen zu haben. Ja, über den nahen Wald hin glaubte er in bläulicher Ferne den alten Kirchthurm des Städtchens zu erkennen, unweit dessen das

Gefecht vorgefallen, in dem er ehemals verwundet worden. Indem er oben auf dem Berge einige hundert Schritte weiter ging, da erblickte er unten in einem freundlichen Thälchen das kleine Weiler und die niedrige Hütte, in der er als verwundet so liebreich aufgenommen und verpflegt worden. Er hatte nicht gewußt, daß er diesem Orte so nahe sey, und eilte sogleich dahin, um seine gutherzigen Hauswirthe zu begrüßen.

Mit einem Herzen, das von Freude und Dankbarkeit klopfte, trat er in die Stube, fand aber die guten Leute in sehr traurigen Umständen. „Ach, Herr Korporal, rief der alte Vater, obwohl er die glänzende Offiziersuniform sah, besuchen Sie uns auch in unserm Elende! Nun, das freut uns, das ist uns ein großer Trost.“ Die Hausmutter lag, von Kummer und Elend bleich und abgezehrt, krank zu Bette. Der eine Sohn, der Soldat gewesen, verwundet, wieder geheilt, aber als unfähig ferner zu dienen entlassen worden, saß an ihrem Bette. Er stand sogleich auf, dem Herrn Hauptmanne die gebührende Ehre zu bezeigen. Der andere Sohn, ein Zimmermann, der bey einem Nachbar ein Stadelthor ausbesserte, kam auch herbey, rief freudig: „Grüß Sie Gott, Herr Korporal!“ und schüttelte ihm die Hand. Der Hauptmann setzte sich, und ließ sich erzählen. Der junge Zimmermann, der seine Aeltern ernährte, hatte schon lange keine Arbeit gefunden. Weil es Krieg war, ließ man nichts mehr bauen. Es gab nur hie und da ein wenig Flickarbeit. Der

Vater, der ehedem auch Zimmermann gewesen, aber nachher, weil ihm dieses Handwerk zu schwer wurde, ein Bote geworden, und nebenzu mit Eiern und dergleichen gehandelt, hatte wegen zunehmender Altersschwäche seinen Botendienst und Eierhandel aufgeben müssen. Die guten Leute waren in Armuth und Schulden gerathen, und es war an dem, daß ihr Haus, nebst einem kleinen Acker und einem paar Wiesen, dem Meistbietenden verkauft werden sollten. Der sehr geschickte, junge Zimmermann hatte sich mit einer sehr tugendhaften Bauerntochter verheirathen wollen, und man betrachtete sie bereits allgemein als seine Braut. Allein als der Bauer die nunmehr so herabgekommenen Vermögensumstände der Leute vernahm, gab er die Heirath nicht mehr zu.

Der Hauptmann bedauerte die arme, aber wahrhaft edle Familie von Herzen. „Ach, daß ich reich wäre, sagte er, wie gern wollte ich Euch helfen! Allein unser Sold konnte uns schon seit langer Zeit her nicht mehr ausbezahlt werden. Das wenige Geld da — er zog seine Geldbörse heraus — ist alles, was ich gegenwärtig habe. Nehmt es einstweilen; ich will sehen, was ich weiter für Euch thun kann.“ Er sprach ihnen Muth ein, ermahnte sie zum Vertrauen auf Gott, bot allen die Hand, und versprach bald wieder zu kommen. Die kranke Mutter war über den freundlichen Besuch so erfreut, daß sie sich von Stund' an besser fühlte; auch war die milde Unterstützung so zu rechter Zeit gekommen, und hatte sie so erquickt, daß sie

nach einem paar Tagen schon wieder das Bett verlassen konnte.

Der Hauptmann überlegte auf dem Rückwege zur Mühle, ob er die guten Leute, seine Wohlthäter, die ihm das Leben gerettet, nicht aus ihrer gegenwärtigen Noth erretten könnte. Seinen rückständigen Sold zu erhalten, war, wie er wohl wußte, jetzt unmöglich. Er konnte, wie er auch nachsann, sich Niemand denken, der ihm Geld darauf vorstrecken würde. Er bethete aus seinem frommen, kindlichen Gemüthe, das er auch im Getümmel des Krieges nicht verloren hatte, herzlich zu Gott, Gott wolle ihm eingeben, wie da zu helfen sey. Er hatte ein ganz vortreffliches Pferd, das sein Eigenthum war, und für das er schon öfter zwanzig bis dreißig Louisd'or hätte haben können. Er beschloß, das Pferd, so lieb es ihm auch war, zu verkaufen, und künftig zu Fuße zu gehen. Denn es war nur eine Vergünstigung, daß die Offiziere von der Infanterie Pferde haben durften. Er kündete dem Soldaten, der das Pferd besorgte, den beschlossenen Verkauf des trefflichen Thieres an, worüber der Mann sehr betrübt wurde. Allein dieser Verkauf wollte nicht zu Stande kommen. Die übrigen Offiziere waren eben so wenig mit Geld versehen, als er, und auch sonst zeigte Niemand Lust, ein so theures Pferd zu kaufen, weil man nicht wußte, ob der Frieden zu Stande kommen werde, und man den Besitz eines schönen Pferdes zur Zeit des Kriegs für höchst unsicher hielt. Die Verlegenheit des Hauptmannes, sein Pferd gut anzubringen, wurde noch größer. Es kam der Befehl,

das Regiment solle auf einen bestimmten Tag an einem bezeichneten Orte eintreffen, indem der Waffenstillstand aufgekündet und der Krieg neuerdings ausgebrochen sey. Er war schon entschlossen, das Pferd dem Müller um den halben Preis zu verkaufen. Allein in der folgenden Nacht wurde das Pferd aus dem Stalle gestohlen. Der Hauptmann war höchst bestürzt, nicht so fast über den Verlust des Pferdes, als wegen seiner Wohlthäter, für die er das Geld, das er zu erlösen dachte, bestimmt hatte. Er konnte die Nacht darauf nicht schlafen, und bethete recht von Herzen, Gott wolle den bedrängten Leuten auf eine andere Weise helfen.

Da hörte er den Hufschlag eines Pferdes, das sich in schnellem Trabe dem Hause näherte, und vor der Hausthüre still stand. Er glaubte, es komme eine Ordonanz an ihn, stand augenblicklich auf, machte Licht, ging hinab, öffnete die Thüre — und erblickte sein Pferd, das vor Freuden wieherte. Es war prächtig gesattelt und aufgezäumt, und mit einem Felleisen bepackt; allein Niemand saß darauf.

Der Roßdieb hatte das Pferd an einen feindlichen Offizier verkauft; allein das muthige Pferd, das sich nicht leicht bändigen ließ, hatte den Reiter abgeworfen, und war wieder dem alten, gewohnten Stalle zugelaufen. Der Hauptmann führte das Pferd sogleich in den Stall, gab ihm Futter, und nahm das Felleisen mit auf sein Zimmer. Aus den Papieren, die es enthielt, sah er, daß er den feindlichen Offizier kenne. Der Hauptmann hatte sogleich nach Abschluß

des Waffenstillstandes, den Auftrag erhalten, sich mit ihm über die Gränzlinie zwischen beiden streitenden Heeren zu unterreden. Der fremde Offizier, dem das Pferd äußerst wohl gefiel, hatte es ihm abkaufen wollen. Allein damals war das Pferd dem Hauptmanne nicht feil. Es war nicht zu bezweifeln, daß der schlaue Herr sich durch einen verdächtigen Menschen, den man in der Gegend erblickt hatte, das Pferd dennoch zu verschaffen gewußt. In dem Felleisen befanden sich mehrere Rollen Geld, theils in Gold, theils in Silber. „Gott sey Dank! rief der Hauptmann, Gott hat den armen Leuten geholfen. Das Geld ist, nach dem beiderseits bestehenden Kriegsrechte — Kriegsbeute; denn als mein Pferd gestohlen wurde, war der Waffenstillstand bereits aufgekündet, und der Krieg hatte aufs neue wieder angefangen. Doch ich will keinen Heller von dem Gelde; alles soll den guten Leuten, meinen Wohlthätern, zu gut kommen.“

Schon vor Anbruch des Tages ritt der Hauptmann eilig zu seinen guten Landleuten, ließ ihre Gläubiger und den Gemeindevorstand rufen, setzte sich an den Tisch, und bezahlte alle Gläubiger. Nachdem Alles berichtigt war, kam der Vater der Braut, und erklärte, er habe nun keine Einwendung mehr gegen die Heirath, sondern freue sich vielmehr darüber. Der Hauptmann wollte die Braut sehen. Die Mutter kam mit der Tochter. Die Tochter, ein blühendes, verständiges und sittsames Landmädchen, trat sehr schüchtern und verschämt, aber bräutlich gekleidet in die Stube. Der Hauptmann erinnerte sich, daß er sie schon öfter ge-

sehen habe. Sie hatte ihm, als er so schwer verwundet darnieder gelegen, von Zeit zu Zeit dienliche Speisen gebracht. Er wünschte nun dem Brautpaare Glück, und gab ihm von dem Gelde, das ihm noch übrig geblieben, zwey hundert Gulden als ein Hochzeitgeschenk. „Ich bin überzeugt, sprach er, daß ihr das Meiste davon zum Besten Eurer alten Aeltern verwenden werdet.“ Das Brautpaar, und die Aeltern des Bräutigams, und auch der Braut, waren höchst erfreut und dankten dem edelmüthigen Offizier mehr mit Freudenthränen als mit Worten. Der Hauptmann aber sagte: „Ihr habt mir mehr Gutes gethan, als ich Euch thun kann. Es ist eine süße Pflicht gegen Wohlthäter dankbar zu seyn. Euer Wort geht nun in Erfüllung: „Wer barmherzig ist gegen die Menschen, der findet in der Noth bey Gott auch Barmherzigkeit.“

„Ich bedauere, sprach er noch, indem er aufstand um zu gehen, daß ich nicht bey der Hochzeit seyn kann! Ladet aber anstatt meiner alle Eure Nachbarn dazu ein, die mich so reichlich mit Lebensmitteln versehen haben. Lebet wohl, und bethet für mich!“ Er saß auf das Pferd und sprengte davon. Alle wünschten ihm noch tausend Glück und Segen auf den Weg.

Der edle Hauptmann machte aber noch einen Besuch. Er ritt vor das Haus des Landarztes, der ihn geheilt hatte, stieg ab, bezeigte ihm noch einmal seinen Dank, und drückte ihm den Rest der Kriegsbeute, ein Dutzend blanke Dukaten, in die Hand. „Sie waren so edelmüthig, sprach er, mich ganz un-

entgeltlich zu besorgen; verschmähen Sie aber dennoch diese kleine Erkenntlichkeit nicht.“ Er schwang sich eilig wieder auf sein Pferd, und ritt im Galoppe weiter.

Sogleich als er in seinem Quartiere angelangt war, erhielt er, vier und zwanzig Stunden früher als anfangs bestimmt worden, den Befehl zum Aufbruche, und zog mit seiner tapfern Kriegsschaar wieder muthig zu Feld.

X.

Während der Hauptmann im Felde stand, für sein Vaterland kämpfte, und sich tausend Gefahren und Beschwerden aussetzte, übernahm sein Bruder Jakob die Werkstätte und das Haus des Drechslermeisters, bey dem er gelernt hatte. Ueberdieß gab ihm der alte, rechtschaffene Meister, der mit ihm äußerst zufrieden war, seine Tochter, eine sehr treffliche wohlerzogene und wohlgestaltete Jungfrau, zur Ehe. Jakob erhielt das ganze Vermögen, und wurde Bürger und Familienvater. Er bewies gegen den alten Vater seiner Ehegattin die nemliche Liebe, wie sie selbst. Beide hielten ihn in Ehren, und verpflegten ihn bis an sein Ende.

Nachdem der alte Mann gestorben war, nahm Jakob seine beiden alten Aeltern zu sich, und seine Ehefrau war nun gegen seine Aeltern eben so liebevoll, als er es gegen ihren Vater gewesen. Die alten Aeltern und das junge Ehepaar lebten in solcher

Eintracht und Liebe miteinander, daß ein Fremder nicht zu erkennen gewußt hätte, ob Jakob der Sohn oder Elisabeth die Tochter der alten Leute, oder welches von beiden blos Schwiegersohn oder Schwiegertochter sey.

So zufrieden und vergnügt, und in so seliger Eintracht diese fromme, tugendhafte Familie lebte, so fehlte es ihr doch auch nicht an Leiden. Die Stadt war während des Krieges in die Gewalt des Feindes gefallen, und blieb nebst der ganzen Gegend umher beständig von den feindlichen Kriegern besetzt. Die Kriegslasten waren fast nicht mehr zu ertragen; die Zahlungen und mancherley Lieferungen fast nicht mehr zu erschwingen. Dazu kamen noch die vielen Einquartierungen, die auch große Kosten und nicht geringe Unbequemlichkeiten verursachten. Endlich erscholl die frohe Botschaft: „Es ist Friede!“ und Alles freute sich.

Die Freude der guten alten Aeltern war jedoch von Wehmuth getrübt. Sie hielten ihren lieben Sohn noch immer für todt. Er hatte zwar öfter geschrieben, allein die Briefe waren, weil die Stadt sich noch immer in feindlicher Gewalt befand, nicht angekommen. Als die alte Mutter den frohen Jubel über die Friedensnachrichten vernahm, seufzte sie und sagte: „Ach, daß Johannes noch lebte!“ — „Ja, sagte der alte Vater, dann würde eine große Freude auf uns warten!“ Dem Jakob standen die Thränen in den Augen. „Der gute, gute Bruder Johannes! sagte er, für mich ist er Soldat geworden — für mich eines blutigen Todes gestorben. Gott wolle es ihm im Himmel vergelten.“

Nachdem die letzten fremden Krieger aus der Stadt

abgezogen waren, wurde auf den nächsten Sonntag ein Dankfest veranstaltet. Man zierte die ehrwürdige, alterthümliche Kirche der Stadt mit grünen Mayen; die Säulen wurden mit frischem Laube umwunden, und der Altar mit Blumen geschmückt. Schon am frühen Morgen verkündeten alle Glocken den erfreulichen Festtag. Es war ein herrlicher, heiterer Morgen, der den schönsten Tag versprach. Zur bestimmten Stunde riefen die Glocken zum feierlichen Gottesdienste. Alle Einwohner der Stadt wanderten in Schaaren, aus allen Straßen und wie an den höchsten Festtagen in ihren besten Kleidern, der Kirche zu. Auch Jakob und seine Ehegattin und ihre Aeltern gingen — wiewohl mit schwerem Herzen! — dahin. Als das hohe Te Deum angestimmt wurde, und alles Volk mit Herz und Mund zu singen anfing: „Herr und Gott, wir loben Dich!“ und Orgelton und Posaunenschall den tausendstimmigen Gesang begleiteten, schluchzte die alte Mutter laut; nur konnte man es vor den mächtigen, von dem Gewölbe wiederhallenden Tönen des Gesanges, der Orgel und Posaunen, der Trompeten und Pauken nicht hören. Nur einige Bürgersfrauen, die der weinenden Mutter zunächst knieten, bemerkten ihren Jammer und hatten herzliches Mitleid mit ihr. Der alte Vater hatte sich hinter eine mit Laub umkränzte Säule gekniet, um ungestört weinen zu können. Jakob in seinem Kirchenstuhle verhüllte sein Gesicht in sein weißes Tuch.

In der ganzen Stadt wurde in jedem Hause auf Mittag, wie am Ostertage oder einem ähnlichen hohen

Festtage, eine festliche Mahlzeit bereitet. Auch Jakobs Hausfrau hatte für ein reichliches Mittagsmahl gesorgt, und, was des Jahres kaum dreimal geschah, Wein aufgestellt. Allein Vater und Mutter und Jakob zeigten wenig Lust zu essen und zu trinken. Elisabeth sprach: „Trocknen wir unsere Thränen!“ wiewohl ihr selbst die hellen Thränen über die Wangen flossen, und sie dieselben zu trocknen vergaß.

Auf den Abend wurden die Gasthöfe der Stadt zahlreich besucht. Jeder Bürger begab sich mit seiner Hausfrau, seinen erwachsenen Söhnen und Töchtern dahin, indem er glaubte sich heute ein Vergnügen machen zu müssen. Der Magistrat fand sich in dem ansehnlichsten Gasthofe ein; die Zünfte der Handwerker erschienen auf ihren Herbergen. Reichere Bürger bewirtheten ihre ärmern Mitbürger. Die Fenster aller Gasthöfe waren hell erleuchtet, und überall war Jubel und Freude; doch herrschte überall die beste Ordnung, und der festliche Tag ward durch kein Uebermaaß entweiht.

Jakob war mit seiner Hausfrau bey seinen Aeltern zu Hause geblieben. In wehmüthige Gespräche vertieft, saßen sie betrübt um den Tisch. Da trat der ehemalige Lehrmeister ihres Johannes, Stadtrath Blank, ihr alter, treuer Hausfreund in die Stube. Er hatte Alters halben sein Handwerk aufgegeben, leistete aber, bey seiner Erfahrung, Einsicht und Redlichkeit, als ältester Stadtrath noch immer der Stadt gute Dienste. „Dacht' ichs doch, sprach der fröhliche Greis mit weißen Haaren, ich werde euch so traurig beisammen finden. Das ist nichts! Heute ist ja die

ganze Stadt fröhlich. Freuet euch im Herrn allzeit!« „Die Weinflasche hier auf dem Tische ist auch noch nicht angebrochen, sagte er, indem er sich setzte. In der heiligen Schrift heißt es aber: „Dem Traurigen gieb Wein!« Vereitelt den Sinn dieser Worte nicht, und trinkt, und ihr, Elisabeth, bringt mir auch ein Glas!« Er füllte die Gläser und stieß an. Sie aber sagten: „Ach, wenn nur Johannes mit uns hier am Tische säße! Ihn aber sehen wir auf Erden nicht mehr!« Da sprach der ehrwürdige Greis mit Ernst und Rührung: „Die Seligen im Himmel haben es besser, als wir hier auf Erden. Das Wiedersehn auf Erden ist wohl eine große Freude; noch größer aber ist die Freude des Wiedersehens im Himmel. Diese Freude wartet noch auf uns; mit dieser Freude wollen wir uns trösten.«

Nach und nach wurden Alle, nicht so fast von dem Weine, als von den vernünftigen, trostreichen und erfreulichen Reden des herzlich wohlmeynenden alten Mannes heiterer, und zuletzt wohl gar fröhlich und vergnügt. Der kluge, treue Hausfreund hatte das Gespräch auf die angenehmsten Erinnerungen aus den vergangenen Zeiten geleitet, worüber alle ihres Kummers vergaßen.

„Es ist doch eine große Wohlthat Gottes, sagte er, daß in traurigen Stunden die Erinnerung froher Tage uns erheitern und unser Herz mit Dank gegen Gott erfüllen kann; noch eine größere Wohlthat Gottes, die alle Schmerzen stillt, ist die selige Hoffnung eines bessern Lebens in jener Welt bey Gott!«

XI.

Am Morgen des folgenden Tages wurde in der Stadt bekannt gemacht: Eines der Regimenter, die nunmehr siegreich aus dem Felde zurückkehrten, werde gegen Abend einrücken und hier übernachten. — Alle Bürger wetteiferten, es wohl zu bewirthen, zumal es eben das Regiment war, dessen Mannschaft aus der Stadt und der Gegend ausgehoben worden. Bürgermeister und Rath, und die Geistlichkeit begaben sich vor das Thor, um die tapfern Krieger, die nach einem so lang währenden, blutigen Kampfe endlich gesiegt hatten, freundlich zu bewillkommen. Die Schulkinder, die Knaben mit Lorberzweigen in den Händen und die Mädchen mit Blumen bekränzt, zogen ihnen entgegen. Eine Menge Volkes hatte sich vor dem Stadtthore versammelt. Da die Bewohner seit Jahren nur fremde Uniformen gesehen hatten, so schlug ihnen, als sie wieder die vaterländischen Fahnen mit den blauen und weißen Farben von Weitem wehen sahen, freudig das Herz; und als die Feldmusik den ihnen so bekannten Kriegsmarsch spielte, so brach bey diesen befreundeten Tönen alles Volk in lauten Jubel aus, und viele weinten vor Freude.

Meister Jakob und seine Aeltern waren nicht vor das Thor gegangen; sie hatten wohl Freude über die Zurückkehr des Heeres; allein die Traurigkeit über den Verlust desjenigen Kriegers, der ihnen der liebste war, schlug doch vor. Als sie indeß die laute, muthig und mächtig ertönende Feldmusik der einrückenden Kriegsschaaren vernahmen, eilten sie an die Fen-

ster der obern Stube, und sahen den Zug die Straße der Stadt herauf kommen. Die Musik ließ abwechselnd die sanftesten, lieblichsten Töne der Blasinstrumente vernehmen, und dann fiel wieder der Donner der Trommeln und die vollständige Kriegsmusik ein. Alle Soldaten hatten ihre Helme mit grünem Eichenlaube geschmückt. Zu beiden Seiten der Straße standen gedrängte Schaaren Volkes. Aus den Fenstern aller Häuser begrüßten tausend Hände sie mit weißen Tüchern. Jakob und seine Aeltern brauchten aber ihre Tücher mehr dazu, ihre Thränen zu trocknen.

Als der Zug vor Jakobs Hause vorüberziehen wollte, gebot der kommandirende Offizier, der auf einem prächtigen Pferde voraus ritt und rechts und links mit dem entblößten Degen die Grüße erwiederte, plötzlich: „Halt!“ sprang vom Pferde, eilte in Jakobs Haus, und stand, ehe man sichs versah, in der Stube. Alle in der Stube erstaunten. Jakob aber schrie laut auf: „Gott im Himmel! Es ist Bruder Johannes!“ Die alte Mutter sank ohnmächtig ihrer Schwiegertochter in die Arme. Der alte Vater stand vor Freudenschrecken wie erstarrt da.

Johannes war es wirklich. Es brauchte lange, bis Mutter, Vater und Bruder von der so ganz und gar unerwarteten Freude sich wieder erholten. Der schnelle Uebergang von tiefer Traurigkeit zur höchsten Freude war für sie zu angreifend. Doch nach und nach erholten sie sich. Der liebevolle Sohn umarmte Vater und Mutter, Bruder und Schwägerin. Er und alle vergossen Freudenthränen. Die Mutter konnte noch im-

mer nicht reden, sondern nur weinen. Alles war ihr wie ein Traum. Sie konnte kaum die Worte hervorbringen: „Mir ists, ich sey nicht mehr auf Erden, sondern im Himmel.“ Der Vater hielt beständig die Hände gefaltet und wiederholte, zum Himmel blickend, nur immer die Worte: „Mein Gott! Mein Gott! Wie danke ich Dir, daß ich dieß noch erlebt habe!“ „O Bruder, liebster Bruder! sprach Jakob, wie viele Thränen habe ich dir nachgeweint! O Gott Lob, daß du noch lebst; wir alle hielten dich für todt! Mit tief betrübtem, aber eben so dankbarem Herzen habe ich deiner Liebe zu mir beständig gedacht! Nun, Gott hat das Opfer, das du mir gebracht hast, herrlich gesegnet, und uns alle hoch erfreut! Mit Ruhm und Ehre kehrest du zurück. Ihm sey Dank!“

Die junge Frau konnte kaum glauben, der prächtig gekleidete Herr Offizier sey jener Schreinerjunge, der, als sie noch ein kleines Mädchen war, gar oft in dieses ihr väterliches Haus gekommen, um seinen Bruder zu besuchen. Sie brachte dem verehrten Herrn Schwager ihre zwey Kinder; sie führte das Knäblein an der Hand, und trug das Mädchen auf dem Arm. „Küßt doch dem Herrn Onkel die Hand!“ sagte sie. Die Kinder waren aber noch zu jung, um zu begreifen, wer der Herr sey. Sie thaten etwas scheu; erst nach und nach wurden sie ein wenig zutraulicher. Der Knabe rief: „Soldat! schenk mir deinen Säbel!“ Das Mädchen streckte das Händchen nach dem funkelnden Ordenskreuze aus.

Endlich setzten sich Alle zusammen und der Sohn

sollte nun den Aeltern erzählen. Er war Major bey dem Regimente; weil aber der Oberst sich zu seiner Familie begeben hatte, und der Oberstlieutenant von seinen Wunden noch nicht ganz hergestellt war, so führte er das Kommando. Er hatte seine Aeltern von seiner Ankunft vorläufig in Kenntniß gesetzt; bedauerte aber herzlich, daß sein Brief noch nicht angekommen sey. Sonst, sagte er, wäre er gewiß nicht so unangemeldet herein getreten.

Die Freude der Aeltern, ihren geliebten Sohn, so verdienstvoll und hochgeehrt wieder zu sehen, die Freude des Sohnes, seine geliebten Aeltern noch lebend getroffen zu haben, läßt sich nicht beschreiben. Der alte Vater sagte: „Aeltern haben in dieser Welt keine größere Freude, als daß ihre Kinder in Wahrheit aller Ehre würdig wandeln.“ Der Sohn sprach: „Jede Ehre, jede Freude ist dankbaren Kindern noch einmal so groß, weil sie dadurch ihren Aeltern Ehre und Freude machen.“

XII.

Als der Major eben im eifrigsten Erzählen begriffen war, trat der Bürgermeister, in schwarzer Amtskleidung, und mit goldener Kette geziert, herein, wünschte den Aeltern Glück, und versicherte, daß die ganze Stadt sich freue, und sich geehrt fühle, einen Mann, der einen Theil seiner Jugendbildung dahier erlangt habe, zu so hoher Ehre befördert zu sehen. „Erst nachdem Sie, Herr Major, sich so schnell in dieses Haus begeben hatten, sprach er, habe ich von

einem der Herren Offiziere vernommen, daß Sie der Sohn dieser ehrwürdigen Aeltern seyen. Denn wirklich habe ich Sie nicht mehr gekannt. Doch kommen Sie jetzt mit mir! Es sind für Sie in meinem Hause die besten Zimmer bereitet. Ich komme, Sie dahin abzuholen. Auf den Abend haben wir, in dem ersten Gasthofe der Stadt, für Sie und alle Herren Offiziere eine Mahlzeit veranstaltet, bey der zu erscheinen die angesehnsten Männer der Stadt sich zur Ehre rechnen. In den übrigen Gasthöfen werden die Unteroffiziere bewirthet. Alle Soldaten sind, wie ich hoffe, recht gut bey den Bürgern einquartiert. Wenn es Ihnen gefällig ist, so kommen Sie mit mir, von Ihren Zimmern Besitz zu nehmen.«

Der Major bezeigte dem Herrn Bürgermeister, der für Alles so gütig gesorgt hatte, den herzlichsten Dank, und sagte weiter: „Diesem meinem Danke habe ich jedoch zwey Bitten beizufügen. So sehr ich die Ehre zu schätzen weiß, in dem Hause des verehrten Herrn Bürgermeisters dieser Stadt zu wohnen, so muß ich doch bitten, hier in diesem Hause, bey meinen lieben Aeltern und Geschwistern, wo ich mich gleich selbst einquartiert habe, bleiben zu dürfen; ich wußte noch von alten Zeiten her, daß die obere Stube hier für Besuche und Gäste ganz ordentlich eingerichtet sey. Von der Einladung zu der Mahlzeit werde ich mit Freuden Gebrauch machen; doch bitte ich zu erlauben, daß ich meine lieben, alten Aeltern hier mitbringen darf.«

„Nicht nur das, sagte der Bürgermeister; auch Ihren Bruder müssen Sie mitbringen und Ihre Frau

Schwägerin. Er ist einer der würdigsten Bürger unserer Stadt, und sie ist, so wie sie immer eine der tugendhaftesten Jungfrauen war, eine der besten Hausfrauen der ganzen Stadt. Doch — Sie, Herr Major, und die werthen Ihrigen haben sich noch Vieles zu sagen, und zu erzählen. Ich will Sie nicht länger stören. Abends sieben Uhr werde ich aber wiederkommen, Sie zur Mahlzeit abzuholen." Er verbat sich alle Begleitung, und eilte schnell die Stiege hinab.

Der Bürgermeister kam, von zwey Stadträthen begleitet, auf die Minute, den Major und die ganze Familie abzuholen. Mit Staunen traten des Majors Aeltern in den großen, hell erleuchteten und mit Blumen geschmückten Saal. Die eingeladene zahlreiche Gesellschaft, die Offiziere, so wie die Beamten und die Geistlichen und die angesehensten Bürger der Stadt, waren bereits versammelt.

Der Major erblickte sogleich bey seinem Eintritte, zu seiner großen Freude, Herrn und Frau von Flint, und den Pfarrer und Schullehrer von Waldau, denen er so viel zu danken hatte. Der Bürgermeister hatte ihnen einen reitenden Boten geschickt, sie in einigen Zeilen freundlich eingeladen, und Herr von Flint hatte sogleich einen viersitzigen Wagen anspannen lassen, und auch den Pfarrer und Schullehrer mit hieher genommen. Die Freude des Majors, diese seine Wohlthäter wieder zusehen, war unbeschreiblich. Sie hatten zwar sehr gealtert; allein ihre Freude, daß der arme Knabe, dessen sie sich einstens so liebreich angenommen hatten, ein so ausgezeichneter Mann geworden, ver=

jüngte sie gleichsam. „Es ist doch ein herrliches Gefühl, sagte Herr von Flint zu seiner Frau, dem Pfarrer und dem Schullehrer, wenn man in seinen alten Tagen auf sein vergangenes Leben zurückblickt, und sich sagen kann: „Wir haben nicht ganz vergebens gelebt.“

Mehrere Stadträthe, die mit dem Major als einem aufblühenden Jünglinge wohl bekannt und seine Jugendfreunde gewesen, hatten auch große Freude, grüßten ihn auf das freundlichste und wünschten ihm Glück; und er drückte einem Jeden die Hand. Vor Allen aber freute sich der alte Stadtrath Blank, daß sein ehemaliger Lehrling zu so hohen Ehren gelangt sey; und der Major umarmte ihn mit inniger Rührung und Dankbarkeit.

Bey der Mahlzeit mußten die Aeltern des Majors, der die erste Stelle einnahm, zu seinen beiden Seiten sitzen. Alle Gäste waren höchst fröhlich und vergnügt. Der Vater und die Mutter des Majors konnten vor Freude fast nicht essen. Die Mutter mit ihren thränenvollen Augen und von dem Glanze der vielen Lichter und dem Glanze des Silbers auf der festlichen Tafel fast geblendet, wußte noch immer nicht, ob sie wache oder träume. Alle, die zugegen waren, nahmen an der Seligkeit der hocherfreuten Aeltern herzlichen Antheil, doch Niemand mehr, als Herr und Frau von Flint, und der Pfarrer und Schullehrer von Waldau.

Während der Mahlzeit kam das Gespräch, wie leicht zu erachten, auf Erziehung und Unterricht. Nachdem die anwesenden, einsichtsvollen und erfahrenen Männer viel Treffendes darüber gesagt hatten,

sprach Herr von Flint: „Wo, in einer Stadt oder einem Dorfe, Aeltern, Lehrer und Seelsorger zusammen wirken, da bringen Erziehung und Unterricht reichlichen Segen. Die beiden Brüder, der verehrungswerthe Herr Major und dessen würdiger Bruder, sind davon augenscheinliche Beweise. Dem Herrn Major, der sich vom gemeinen Manne zu einem hohen Offiziere erschwungen hat, geben alle Offiziere das Zeugniß, daß er in seiner ganzen militärischen Laufbahn sich durch Einsicht, Tapferkeit, Treue und Genauigkeit im Dienste, durch edles, würdiges Benehmen, durch Menschenfreundlichkeit und Wohlthätigkeit ausgezeichnet habe. Sogar der König wurde aufmerksam auf ihn, und hat ihn mit dem Ordenskreuze des Militärverdienstordens geehrt. Der Bruder des Herrn Majors bewährte sich, wiewohl in einem stillern, nicht so ruhmvollen, aber im Grunde eben so ehrenwerthen Berufskreise, als einen eben so trefflichen Mann. Er macht seinen Aeltern eben so viele Ehre und Freude, als sein Herr Bruder. Er ist, wie die ganze Stadt bezeugt, ein guter Sohn, ein treuer Ehegatte, ein liebevoller Vater seiner Kinder; ein geschickter, unermüdet fleißiger Arbeiter; einer der besten Bürger, voll Liebe und Anhänglichkeit gegen König und Vaterland, dienstfertig und gefällig gegen Jedermann, und vorzüglich sehr wohlthätig gegen seine ärmern Mitbürger. Jeder guten Anordnung redet er das Wort, bietet die Hand dazu, und geht mit seinem Beispiele voran. Er lebt im Wohlstande und ist allgemein geehrt. Wir sehen da, was eine gute Schule vermag, wenn sie von der häuslichen Erzie-

hung unterstützt wird. In der Schule erhielten die beiden Brüder die Anleitung zu einem religiösen und sittlich guten Leben, und den ersten Unterricht in all Demjenigen, was ihnen für ihr künftiges Leben nothwendig war. Der Verstand der Knaben wurde geweckt; sie erwarben sich Vorkenntnisse, ihren Verstand weiter zu bilden. Die gute Erziehung, die ihnen ihre frommen, christlichen Aeltern gegeben, die wahre Gottesfurcht, die tiefe Ehrfurcht gegen Gott und seine Gebote, die heilige Scheu vor Allem, was böse und unrecht ist, die ächte, ungeheuchelte Frömmigkeit, die ihnen die Aeltern durch Wort und Beispiel eingeflößt haben, legten den Grund, aus dem die Tugend, die wir an ihnen ehren, emporwuchs. Dadurch wurden diese zwey Brüder vor den Abwegen, worauf die Jugend, und wohl auch Männer, so leicht verleitet werden können, bewahrt; dadurch wurden sie in den Stand gesetzt, alle Pflichten ihres Berufes getreulich zu erfüllen, und die Widerwärtigkeiten des Lebens standhaft zu ertragen. Dadurch wurde dieses Brüderpaar zu so edlen Männern. — Mit der Bildung des Verstandes allein ist es nicht gethan; das Herz muß in eben dem Maaße gebildet werden. Einseitig gebildete Verstandesmenschen arten aus, werden kalt gegen alles Gute, und nur um so gewandter Böses zu thun; fromme, wohlwollende Gefühle ohne gründlichen Unterricht führen auch nicht sicher zum Ziele, sondern zu mancherley Irrthümern und Mißtritten. Religion allein, recht erkannt und treu ausgeübt, bewahrt vor solcher Einseitigkeit und Halbheit, und kann Verstand und Herz in Einklang bringen: sie

allein ist der sichere, feste Grund aller wahren Bildung. Die Hauptsumme aller Weisheit bleibt daher: „Fürchte Gott und halte seine Gebote; denn dieß macht erst einen ganzen Menschen.“

Am Ende der Mahlzeit stand der Bürgermeister auf, um auf das Wohl des Herrn Majors zu trinken, dessen Bruder, und die werthen Aeltern, die so treffliche Söhne erzogen hatten, mit eingeschlossen. Alle Gäste an der Tafel erhoben sich, stimmten ihm mit lautem Jubel bey, und stießen die Gläser an, daß sie beinahe brachen. Unter eben so großem Jubel, wurde die Gesundheit des Herrn und der Frau von Flint, des Herrn Pfarrers und Schullehrers von Waldau, Meisters Blank und aller Wohlthäter und Freunde des Majors ausgebracht. Hierauf wurde auf das Wohl eines Jeden der anwesenden Offiziere getrunken.

Nun ließ der Major den Bürgermeister, die Stadträthe, die Geistlichen, Beamten und Bürger der Stadt, in der er so viel Gutes genossen hatte, hoch leben. Der Stadtpfarrer, ein wahrhaft hochwürdiger Mann, der erst seit kurzer Zeit die Stadtpfarrey angetreten hatte, äußerte den frommen Wunsch: „Gott, der diesen furchtbaren Krieg gnädig geendet, wolle nun über diese Stadt, das Königreich, ganz Deutschland, und alle Völker der Erde alle Segnungen des Friedens ausgießen!“ Die Mahlzeit endete mit dem feierlichen dreimal wiederholten Rufe: „Hoch lebe der König!“

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

L. D.
Schmid
(1838) (2

Erstausgabe
E

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph <<von>>,

Erzählungen dem blühenden Alter gewidmet

Bd.: 2

Augsburg (1838)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Schmid 61
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279373-9